

## 2.3 Marx in der ökonomischen Theorie

### 2.3.1 Marx zwischen wirtschaftswissenschaftlichen Paradigmen

„Die Bedürfnisse sind der letzte Grund, [...] die Sicherstellung ihrer Befriedigung das letzte Ziel aller menschlichen Wirtschaft.“ (Carl Menger 1871, 1)

„Der Zweck der kapitalistischen Produktion ist der Profit.“ (Hilferding 1910, 238)

Es bot sich angesichts der desaströsen „Verwirklichung“ des Marxismus in der Sowjetunion an, Marx so zu lesen, wie es Joseph Schumpeter getan hat: säuberlich nach seinen Wirkungsbereichen getrennt.<sup>1</sup> Seine *nicht*ökonomischen Schriften und Aktivitäten fallen dann unter „ferner liefern“, ähnlich wie es mit den Moralschriften von Adam Smith geschieht, und Marx reiht sich ein in die Schar der historisch wichtigsten Ökonomen.<sup>2</sup> Eine dogmengeschichtliche Lesart zeigt allerdings, dass die Ökonomen nicht chronologisch aufeinander aufbauen, sondern Marx vielmehr einen tiefen Einschnitt bedeutet. Die politischen Ökonomen Smith, Ricardo und J.S. Mill betrachteten die Wirtschaft als ein Themengebiet, welches es aus gesellschaftlichen Fragestellungen her zu untersuchen galt. Es gab für sie keinen Anlass, das Gesamtphänomen zu beschönigen, da man sich aus der möglichst umfassenden Analyse der bürgerlichen Gesellschaft entsprechendes Wissen um deren Zusammenhänge erhoffte – deswegen nannte sich diese Wissenschaft „politische Ökonomie“. <sup>3</sup> Marx der Ökonom griff die Theoreme der Klassiker auf, um ihre Fragestellungen zu Ende zu denken und die Schlussfolgerungen dann *gegen* ihre eigenen Epigonen anzuführen, die Marx als unsystematische „Vulgärökonom“ ansah.<sup>4</sup> So schien gerade aus der umfassenden Analyse vom „Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion“ (MEW 25) eine Perspektive hervor, die diese Totalität zu transzendieren erlaubte – wenn auch zunächst nur gedanklich.<sup>5</sup> Die Erfassung der Totalität wurde zum Vorschein ihrer Transzendenz; dadurch erst erschien die Gesamtheit des kapitalistischen Wirtschaftens als „negative Totalität“ – eine Grenze erkennen heißt nach Hegel, sie schon überschritten zu haben. Auch wenn Marx sich über mögliche nachfolgende Wirtschaftsweisen bedeckt hielt, war es wirkungsgeschichtlich für seine Anhänger ausreichend, dass eine solche Perspektive überhaupt eröffnet war.<sup>6</sup>

1 Als „Prophet“, „Soziologe“, „Nationalökonom“ und „Lehrer“ (Schumpeter 1942, 3).

2 Cf. Ott 1989, Krummbacher 1991, Pribam 1992, Issing 1994, Glombowski 1998, Söllner 1999, Dowd 2000.

3 Von Aristoteles über die Scholastik bis zu Marx, vgl. Polanyi 1944, Pribam 1992.

4 Diese pochten „auf den Schein wider das Gesetz der Erscheinung“ (MEW 23, 325; vgl. 95). ‚Klassisch‘ nannte Marx Ökonomen bis 1830, die noch dem Adel gegenüber kämpferisch (MEW 23, 21), ‚vulgär‘ dagegen diejenigen, die bereits gegenüber dem Proletariat apologetisch waren (vgl. MEW 26 III, 489 ff.; Heinrich 2001, 78 f.).

5 Cf. Lukács 1923, 236. Diese „Transzendenz ins Diesseits“ ist nicht religiös, sie meint das denkmögliche „Jenseits“ von der gegenwärtig zwingenden Logik (Gehlen 1956, 16; Ludz 1962, Habermas 1992, 32 ff.; 2001, 9, 23).

6 Marx' nächste Interessen waren nicht zukunftsbastlerisch, sondern gegenwärtig-

Für Marx war diese Perspektive wichtig, weil sie gebot, bei allen kleinen Schritten den Gesamtzusammenhang im Blick zu behalten und sich nicht voreilig mit unanalysierten Kompromissen zufriedenzugeben.<sup>7</sup> In der Sozialdemokratie jedoch hatte sie bald den gegenteiligen Effekt: die Gewissheit des kommenden Untergangs des Kapitalismus führte zu dem Gefühl, auf der sicheren Seite zu stehen, und so zu der beschriebenen passiven Verweigerungshaltung (2.1). Die Perspektive auf einen möglichen Steg zu anderen Ufern, den es noch zu *erkämpfen* galt, verwandelte sich zurück in eine Utopie von einer besseren Welt, die in nicht all zu ferner Zukunft auf die Arbeiter *wartete* bzw. nach den Gewaltexzessen im Realsozialismus schließlich als „verwirklicht“ ausgegeben wurde (2.2). Dieses nur wenig ökonomische Denken nun wurde in der bürgerlichen Welt als Schreckbild wirkmächtig. Es strahlte unweigerlich auch in die ökonomische Theoriebildung aus. So ist es wohl kaum ein Zufall, dass zur gleichen Zeit, als Marxens ökonomische Theorien in reifer Form veröffentlicht wurden, im Lager der akademischen Wissenschaft eine Gegenutopie aufgemacht wurde, welche vom kapitalistischen Wirtschaften ein radikal anderes Bild entwarf als Marx.

Die Rede ist von der wirtschaftswissenschaftlichen „Neoklassik“.<sup>8</sup> Innerhalb des scheinbaren „bürgerlichen“ Kontinuums stellt die Neoklassik einen „Bruch“ dar, der sich bis heute auswirkt.<sup>9</sup> Die Terminologien, Techniken und Paradigmen

---

politisch: 1848 der europaweite Kampf um Demokratie (MEW 5), 1861 der US-Bürgerkrieg (MEW 15, 329 ff.), 1864 die Stärkung der Gewerkschaften sowie die Internationale (MEW 16, 5 ff.), 1871 die Pariser Kommune (MEW 17, 513 ff.), 1881 Russland (MEW 4, 576; MEW 19, 285 ff.). Nach dem Manifest (MEW 4, 461 ff.) gibt es zur Zukunft nur Andeutungen (MEW 19, 13 ff.), hoffnungsfrohe Ausblicke (MEW 23, 92) und die Regel, dass die Bedingungen neuer Verhältnisse im Schoß der alten reifen müssen (MEW 13, 9; MEW 4, 181; cf. Dahrendorf 1952, 167 ff., Ramm 1957; Bensch 1995).

7 Wie etwa Gustav Schmoller: „Seine schon früh zum Ausdruck gebrachten Zweifel an der Wirksamkeit Manchester-liberaler Selbstheilungsmechanismen ließen ihn nach Lösungen suchen, die den sonst unvermeidlichen Klassenkampf Marx'scher Prägung abwenden könnten“ (Starbatty 1989, 111). Es war der Staat. Die Kampfformeln der „Mitte“ (siehe Aristoteles' Nicomachische Ethik, 1107a 1) und des „dritten Wegs“ (Sik 1972, Giddens 1998) sind jedoch leer, da sie von den je gegebenen Extremen abhängen. Bereits die um 1900 erstrebte Bodenreform (Damaschke 1920) und die Sozialdemokratie der 1950er Jahre nannten sich so (Bruch 1985).

8 Bürgin 1993, Ziegler 1998, Heine 1999. *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (MEW 13) erschien 1859; ein schwer verdauliches „Heft“ (MEW 29, 550), das zu Marxens Leidwesen totgeschwiegen wurde (Ullrich 1976). Zeitgleich schrieb Walras seinem Sohn, er werde in seiner Ökonomie die Besitzverhältnisse keinesfalls antasten (Grossmann 1941, 30). 1867 erschien der erste Band des *Kapitals*, zugleich tagte die Internationale in Lausanne, dem Wirkungsort von Walras seit 1870. 1869 gründete sich in Eisenach die marxistische Sozialdemokratische Arbeiterpartei; die „marginale Revolution“ erfolgte 1871 (Jevons 1871, Menger 1871). Die zweite deutsche Auflage des *Kapitals* sowie eine Neuauflage des Kommunistischen Manifests erschienen 1872, das Werk von Walras 1874. Der Zusammenhang ist kaum zu bestreiten.

9 „Der ‚Mainstream‘ der gegenwärtigen ökonomischen Theorie bewegt sich nach wie vor [...] entlang dieser neoklassischen Linie. Alles, was seit Jevons, Menger und Wal-

wurden radikal umgestellt; verbunden mit den Namen W.S. Jevons (1871), Carl Menger (1871), Leon Walras (1874) und dem seine Vorgänger kanonisierenden Alfred Marshall (1890), Lehrer von Keynes. Die Koinzidenz dieses Einschnitts mit dem Auftreten von Marx auf dem Feld der ökonomischen Theorie ist keine marxistische Erfindung, sondern allgemeines Lehrbuchwissen.<sup>10</sup> Das dreifache Auftreten des Bruches zeigt an, dass er historisch überdeterminiert war.

Das Neue an der „Neo“-Klassik wird recht einfach klar, wenn man sieht, was sie alles *nicht* beachtet. Aus ihrer tauschfixierten Perspektive (Bowles 1990, Thielemann 1997) rückt sie den Blick von der Produktion *weg* – sei dies Ackerbau, Handwerk oder industrielle Fertigung. Sie wird geradezu peinlichst vermieden.<sup>11</sup> Hierdurch verliert die Neoklassik zum einen die historische Dimension, da ihre Kategorien nicht mehr als historisch spezifische, sondern als allgemein menschliche aufgefasst werden: „wirtschaften“ im Sinne bloßer Bedürfnisbefriedigung mussten die Menschen ja schon immer. Der moderne Kapitalismus hat allerdings historische Spezifika, die darin noch lange nicht aufgehen – diese waren eigentlich das Thema der politischen Ökonomie.<sup>12</sup>

---

ras dazugekommen ist, erscheint als Nuancierung, als [...] sich nie erschöpfendes Herausarbeiten der Annahmen und Konsequenzen, die das neoklassische Grundmodell von 1870 besitzt“ (Ziegler 1998, 182; vgl. Kromphardt 1991, 120 ff.).

- 10 „Ein bemerkenswerter Zufall [...] ist, dass Jevons' Theory of Political Economy und Mengers Grundsätze der Volkswirtschaftslehre im gleichen Jahr, nämlich 1871 erschienen. Von daher wird dieses Jahr allgemein als Trennungslinie zwischen dem Paradigma der klassischen [...] und] der neoklassischen Nationalökonomie betrachtet“ (Ziegler 1998, 156; Streissler 1989, 194). Schumpeter 1954, 1083 warf den Marxisten vor, sie hätten die apologetisch-antisozialistische Motivation der Neoklassik erfunden. Doch für den Zusammenhang gibt es Anhaltspunkte: „Die subjektive Wertlehre wird von der affirmativen Ökonomie als wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt interpretiert. Doch waren die wesentlichen Aussagen des Wertsubjektivismus, speziell das Prinzip vom sinkenden Grenznutzen, bereits klar im 18. Jahrhundert formuliert worden – und zudem seit Beginn philosophischer Reflexionen ökonomischer Erscheinungen geläufig“ (Zinn 1987, 116 f.; s.o., Fn. 28).

- 11 „Der Produktionsprozess wird [...] durch den Begriff [...] ‚Produktionskoeffizienten‘ ersetzt“ (Grossmann 1941, 29). Der Beitrag der Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital wird nach dem bemessen, was sie *de facto* – auf der Preisseite – dafür bekommen. Das ist eine Tautologie: Sie bekommen, perfekten Wettbewerb vorausgesetzt, immer das richtige – einen „vollen Lohnertrag“ kann man nicht mehr fordern. Heinrich 2001, 71 sieht in der „Grenzproduktivitätstheorie“ darum eine Wiederkehr der „trinitarischen Formel“ (MEW 25, 822 ff.). S. Zizek wies darauf hin, dass die Verdrängung der Produktion sich auch im Film findet: Wenn die Produktion überhaupt einmal dargestellt wird, so meist als Laboratorium des Bösen (in *James Bond, Herr der Ringe, Startrek* etc., dazu mehr in Henning 2005a).

- 12 Marxens historische Großperiodisierungen orientierten sich an der Produktionsweise (MEW 3, 37; MEW 4, 135; MEW 42, 383 ff. etc.). Diesen heuristischen Einteilungen lässt sich auch etwas abgewinnen, ohne sie zur „Formationstheorie“ aufzubauschen (Herrmann 2000): wer wollte leugnen, dass bei der Einordnung historischer Artefakte die Lebensumstände der Verfasser oder Erbauer zentral sind? (Zum „Ahistorismus“ auch Heinrich 2001, 77, 82).

Zum anderen entfällt auf diese Weise die Problematik der wirtschaftlichen Klassen, die sich in der Klassik an ihrer Stellung im Produktionsprozess unterschieden (2.4.6). Aus der Optik der Neoklassik gibt es nur nutzenmaximierende Individuen. Sie unterscheiden sich als Verbraucher (Haushalte) und Anbieter (Firmen), doch sie handeln nach den gleichen Gesetzen der Nutzenmaximierung. Stattdessen richtet sich der Fokus der Neoklassik auf die Preisbestimmung eines gegebenen Gutes unter gegebenen Umständen, also auf den Tausch.

Die Neoklassik ist schwerpunktmäßig „Preistheorie“ oder *Mikroökonomie*. „Marginalismus“ wird sie wegen ihrer Auffassung genannt, der Wert eines Gutes auf dem Markt bemesse sich nach der Summe, die der Abnehmer für das letzte Stück dieser Sorte zu zahlen bereit sei.<sup>13</sup> Dem Preis nähert sich die Neoklassik in mathematisierten Modellrechnungen. Sie bestehen aus den drei Größen der Nachfrage, dem Angebot und eben dem Preis.<sup>14</sup> Diese Betrachtungsweise des Tausches verliert weitere Aspekte aus dem Blick: zunächst ist das Geld, welches den Austausch zwischen zwei Gütern vermittelt, nichts weiter als das – Vermittler des Austausches. Es dient als „numéraire“ (Recheneinheit): beide Güter stellen sich in ihm dar und ermitteln so ihr Verhältnis. Von sämtlichen weiteren Geldfunktionen, die bei Marx wesentlich waren (2.3.5), wird abgesehen; das Geld erscheint nur als „Störfaktor“. Damit aber wird kein *realer* Tausch unter Bedingungen des modernen Kapitalismus betrachtet, sondern das Modell eines fiktiven „Naturaltausches“ (Heinrich 2001, 68 ff., 251), eines ahistorisch verallgemeinerten Aktes. Weiterhin müssen bei den aufwendigen Berechnungen der jeweils freien Variable (Angebot, Nachfrage oder Preis) die beiden anderen schon *gegeben* sein. Wie diese selbst sich entwickeln, steht nicht im Zentrum dieser Theorie. Daher resultiert der statische Charakter dieses Theorietypus.<sup>15</sup>

13 Hat jemand ein Bedürfnis nach x, wird er es sich, sofern er ein „nutzenmaximierendes“ Wesen ist, auf dem Markt beschaffen. Der „Grenznutzen“ ist erreicht, wenn ein weiteres Gut dieser Sorte – sagen wir: ein fünfter Apfel – zum gegebenen Preis nicht mehr verlangt wird. Der vierte Apfel entscheidet über den Wert aller Äpfel (notabene: den Wert, den er „subjektiv“ für den Verbraucher hat). Übrigens hat auch Marx das „Bedürfnis“ nicht vernachlässigt: Arbeit, die Waren herstellt, die kein „gesellschaftliches Bedürfnis“ erfüllen, kann nicht als „gesellschaftlich notwendig“ gelten (MEW 23, 55, 100, 121 u.ö.; Heinrich 2001, 241). Allerdings ist dieses Bedürfnis nur *conditio sine qua non* für die Realisierung des Warenwertes (also des Verkaufs der Ware zu einem angemessenen Preis), damit aber noch lange kein Bestimmungsgrund des realen Wertes einer Ware (MEW 23, 560).

14 Bekannt aus mikroökonomischen Lehrbüchern sind die sich schneidenden Kurven: Das Angebot nimmt bei steigendem Preis zu, die Nachfrage ab. Der fiktive „Gleichgewichtspreis“ (der so heißt, weil es keine weiteren Faktoren mehr gibt, nicht einmal eine Dynamik) liegt dort, wo sich Angebots- und Nachfragekurve schneiden.

15 „The mainstream of economic theory is essentially a static discipline which explores the behaviour of economic agents over relatively short time periods“ (Norman Clark in: Arestis 1994, 406). „When demand and supply are in stable equilibrium, if any accident should move the scale of production from its equilibrium position, there will be instantly brought into play forces tending to bring it back to that position“ (Marshall 1890, 404). „The static state which has here been pictured is the one toward

Da im „Gleichgewicht“, das die Berechnungen des Preises aus Angebot und Nachfrage unterstellen, der Wettbewerb immer schon als „perfekt“ gilt, gibt es keinen Anreiz zu wachsen – weder die Notwendigkeit noch die Möglichkeit.<sup>16</sup> Marxens Dynamik ergab sich daraus, dass er fragte, woraus sich denn ein gegebenes Angebot oder eine gegebene Nachfrage eigentlich speiste. Diese Frage war nur unter Berücksichtigung des Produktionsprozesse zu beantworten, welcher im Kapitalismus eben permanent wuchs, und zwar mehr „turbulent“ als kontinuierlich. Das dynamische Wachstum gehört also zu Marx' ökonomietheoretischen *Grundannahmen*.<sup>17</sup> Die schließlich entwickelte neoklassische Wachstumstheorie dagegen ist ein *Zusatz* zu einer im Grundansatz statischen Theorie.<sup>18</sup> Die Elemente dieser „speziellen“ Wachstumstheorie entlehnte man Marx entweder direkt, oder über den Umweg der sowjetischen Wachstumsökonomien.<sup>19</sup>

which society is at every instant tending“ (J.B. Clark 1915, 402). „Every dynamic movement is either a disturbance of a static condition, or a series of movements by which the static condition is reasserting itself, of rather by which a new static condition is being established after the disturbance“ (Th. Carver um 1939, zitiert bei Grossmann 1941, 62). Die neuere Neoklassik kennt ein „bewegliches Gleichgewicht“ (Rose 1991, 37 f.), das an Zenos Paradoxie des fliegenden Pfeiles erinnert.

- 16 Der „perfekte Wettbewerb“, den die Gleichgewichtsökonomie entwirft, erfüllt ein „Optimalitätskriterium“: die Einnahmen entsprechen den Ausgaben, der Output an Gütern ist invariant, die Preise sind ideal, so dass immer alles losgeschlagen wird, Firmen werden als kleine, einflusslose Einheiten begriffen („price-taking behaviour“), und es gibt eine Vollbeschäftigung von Arbeit und Kapital (maximale Auslastung). Hinter diesen statischen Modellannahmen steckte anfangs nur die Vereinfachung der mathematischen Berechnung sowie die Schwierigkeit, dynamische Gleichgewichte zu berechnen (Grossmann 1941, 39 ff.). Schließlich wurden dann der stationäre Zustand als ein realer theoretisch festgeschrieben (Heinrich 2001, 73 f.).
- 17 MEW 23, 618; cf. 2.1.6, Fn. 121. In der konventionellen Ökonomie wird auch das Wachstum extern erklärt, etwa durch ein vorausgesetztes Bevölkerungswachstum. Doch warum gibt es Wachstum? Die globale Wirtschaft wird in den nächsten fünfzig Jahren zweieinhalb mal so schnell wachsen wie die Weltbevölkerung (Weltbank 2003, nach der Süddeutschen Zeitung vom 22.08.02). Was zieht hier was nach sich?
- 18 Die Aufteilung in einen statischen und einen dynamischen Teil stammt von Comte (Kühne 1972, 79f.) und J.S. Mill (Grossmann 1941, 40, 49, 63). Die neuere Wachstumstheorie wurde erst Ende der 1940er Jahre von J. Hicks, R. Harrod und E. Domar entwickelt (Rose 1991, Rostow 1990, Solow 2000; zu R. Lucas und P. Romer, die Wie Schumpeter auf den Wissenssektor abstellen, Söllner 1999, 246 ff.).
- 19 „Den engen Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Wachstum und dem Kapitalismus hat Marx als erster in voller Schärfe gesehen“ (Weizsäcker 1962, 78). Darauf verweisen auch Lay 1975 und Kühne 1974, 180 ff., 288, 294 ff. (die neoklassische Wachstumsformel nennt er „Marx-Domar-Gleichung“, 184). Konratief war bis 1928 Direktor des Moskauer Konjunkturinstitutes; er wurde 1938 ermordet, u.a. weil er für die NEP stand und gegen Varga die „konterrevolutionäre“ Idee der Möglichkeit eines neuen kapitalistischen Aufschwungs vertrat; vgl. Sommer 1993, 88-93). „Die Input-Output-Analyse war von Wassilij Leontief 1941 in den USA ausgebaut worden. Dieser hatte aber schon im Jahre 1925 einen Artikel in Russland [...] veröffentlicht [...] Kurioserweise hatte Leontief seinen eigenen russischen Beitrag vergessen – als man ihm diesen 1960 präsentierte, erkannte er die Priorität der Arbeiten der Gromann-Gruppe an“ (Kühne 1974, 296; Gromann, Basarow und Feldmann waren

Wenn nun von so entscheidenden Faktoren wie der historisch spezifischen Form und der sozialen Struktur der Produktion, der Entstehung und dem Zusammenhang der Parameter Nachfrage, Arbeitslohn, Zins und Profit sowie den *materiellen* Bestimmungsgründen des Wertes abstrahiert wird, bleiben als Faktoren, mit denen im Doppelsinne zu rechnen ist, nur noch „subjektive“: eben der individuelle Nutzen, den ein fingierter rationaler Akteur sich von einem Gut verspricht. Keynes fügte die ebenso subjektiven und unberechenbaren „future expectations“ hinzu. Diese subjektivistische Sichtweise wirkt sich heute darin aus, dass Kursschwankungen an der Börse mit den kurzfristigen Vorlieben und subjektiven Wertungen der Börsianer, Erwerbslosigkeit mit dem „Unwillen“ der Betroffenen oder das wirtschaftliche Wachstum aus der psychischen Verfassung der Schumpeterschen „Pionierunternehmer“ erklärt wird.<sup>20</sup>

Der subjektive Nutzen ist jedoch weder beobachtbar noch anderweitig zu ermitteln. Er ist zwischen verschiedenen Personen weder vergleichbar noch addierbar.<sup>21</sup> Die Theorie hat daher einen hochartifiziiellen Charakter, eine Anwendung auf die Wirklichkeit ist kaum möglich.<sup>22</sup> Die Neoklassik entwickelte eine Spezialisierung der Fragestellung und eine Mathematisierung der Methodik. Entgegen der noch aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive fragenden Klassik rückte sie von politischen Fragestellungen generell ab.<sup>23</sup>

---

die Planer im sowjetischen „Gosplan-Büro“, vgl. Domar 1957). Anders als Spiethoff, Harrod und Samuelson anerkannten Domar, Schumpeter und Goodwin Marx Vorreiterrolle in der Wachstumstheorie vorurteilsfrei.

- 20 Nach Schumpeter heben heldenhafte „Pionierunternehmer“ die statische Wirtschaft immer wieder auf eine neue Stufe (1911, 1942; ähnlich Kalecki 1954). Dafür bräuchten sie, neben ihrem aristokratisch-risikofreudigen Naturell, nur von neuer Technologie und Kredit Gebrauch zu machen, die er, anders als Marx, als gegeben hinnimmt. Doch woher kommen sie? Die wirtschaftlichen Dynamik bleibt der Ökonomie hier äußerlich, sie wird subjektiviert und naturalisiert (zu rassistischen Tendenzen Schumpeters N. Piper, in: Sommer 1993, 42 ff.).
- 21 Der subjektive Wert einer Ware ist für Arme größer als für Reiche. Der subjektive Gesamtnutzen wäre also in einer egalitären Umverteilung weit höher als in der objektiv effektiveren Ungleichheit (dem quantitativen Gesamtnutzen). Dieser egalitäre Fluchtpunkt der Neoklassik wurde per Definition ausgegrenzt: In ihren Grundprinzipien wurde festgelegt, dass der Nutzen nicht vergleichbar sei (das sog. „Arrow-Paradox“, nach Arrow 1951, cf. 3.2).
- 22 „Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts werden alle bedeutenden Werke der Werttheorie [der Neoklassik, CH] in einem Selbstverständnis unternommen, in dem die Theorie nur noch auf sich selbst, nicht mehr auf eine andere Realität zurückverweist“ (F. Jonas 1964, 144) – ein „Modellplatonismus“ (Albert 1965, cf. Sen 1982, A. Wolfe 1986, Etzioni 1988, Brodbeck 1998). Die Kategorie des Nutzens bildet das zu Erklärende lediglich noch einmal tautologisch ab: „Sollen .. die Nutzenschätzungen an den vorhandenen Tauschverhältnissen abgelesen werden, wird das Argument zirkulär. [...] Im Grunde sagt die Grenznutzenlehre nichts weiter, als dass sich jemand von einem Tausch, den er eingeht, in irgendeiner Hinsicht mehr verspricht als von einem [...], den er unterlässt“ (Heinrich 2001, 68).
- 23 Sogar der Name „politische Ökonomie“ wurde fallengelassen: Ziegler 1998, 155 f. (zu Jevons), 162 (zu Marshall).

Hier machen sich theorieinterne Tendenzen bemerkbar, die als „Atomisierung“, „Psychologisierung“ und „Harmonisierung“ zu kennzeichnen sind:

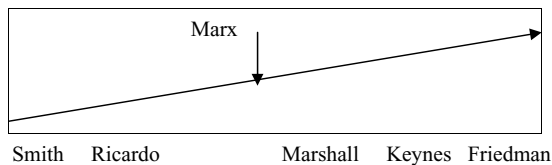
*Atomisierung* meint, neben den atomisiert gedachten „Einheiten“ des Modells, den nutzenmaximierenden Individuen, die Vereinzelung auch der Fragestellungen. Der übergreifende Problemzusammenhang in historischer und systematischer Hinsicht, auf den es die Klassik noch abgesehen hatte, ist kaum noch in nennenswerter Hinsicht Erklärungsziel. Es gibt kaum gesellschaftliche Fragestellungen, die noch als erkenntnisleitendes Interesse dienen, sieht man von der Legitimierung einer bestehenden Ordnung ab (3.2.1). Fernziel der Erklärung ist vielmehr der Erweis der Selbstgenügsamkeit des Marktes und allenfalls das politische Bestreben, Marktverzerrungen zu beseitigen (Krummbachner 1991).

*Psychologisierung* meint, dass Ursachen für grundlegende ökonomische Mechanismen nicht mehr in Sachzwängen gesucht werden, die „objektiv“ sind und daher einer empirischen Verifizierung offen stehen, sondern in Neigungen der als vereinzelt gedachten Individuen, als in ihrem Willen liegend. Dogmengeschichtlich wird dies als Wende von der „objektiven“ zur „subjektiven“ Wertlehre gesehen. Leitwissenschaft der Neoklassik sind die methodisch atomistischen Theorien des „rational choice“, also Spiel- und Entscheidungstheorien.

Die *Harmonisierung* bezieht sich auf den Charakter des Gesamtmodells. Statt aus heterogenen Wirtschaftsklassen wie in der Klassik besteht das in der Neoklassik zugrundegelegte Bild von der Gesellschaft aus einer homogenen Gruppe nutzenmaximierender Individuen. Neben dieser überabstrahierenden Ausbügung der Klassen stellt auch die Abwesenheit von Krisen in der Theorie eine „Harmonisierung“ dar. Der wirtschaftliche Gesamtprozess wird als großer Austausch gegebener Güter betrachtet und befindet sich „immer schon“ im Gleichgewicht. Das Wechselspiel von Angebot und Nachfrage bestimmt die Preise, wobei die wirtschaftlichen Akteure die vom Markt vorgegebenen Preise nur passiv hinnehmen. Die Atmosphäre gleicht dem eines Friedens, zumal das Modell statisch ist und das in der Realität oft so prekäre Wachstum erst in speziellen Zusatztheorien behandelt wird. Die Klassik ging dagegen von einer konstitutiven Polarität aus, nach welcher die Konkurrenz innerhalb und zwischen den Klassen, die sich aktiv an den Verteilungskämpfen beteiligen, dafür sorgt, dass der Vergleich mit dem „bellum omnium contra omnes“ (Hobbes) näher liegt. Marx' Pointierung der bis in die Politik ausstrahlenden ökonomischen Klassenkämpfe dachte nur diesen Ansatz der Klassik zuende. Dies gilt auch für den skeptischen Blick auf Entwicklungstendenzen des steten Wachstums wie die Verarmung und Ausgrenzung breiter Bevölkerungsschichten, das Auftreten periodischer Krisen sowie die Zerstörung der Natur. Gegenüber dieser nüchternen Einschätzung der klassischen Ökonomen fällt das passive Verhalten der homogenen Individuen in dem stabilen und statischen Gleichgewichtsmodell der Neoklassik sehr idealisierend aus. *Mikroökonomisch* lassen sich wirtschaftliche „Krisen“ kaum erklären.



Die Neoklassik ist am ehesten eine „Gegenutopie“.<sup>24</sup> Der Paradigmenwechsel in der Methodik stellt ja auch einen Wechsel in der *Bewertung* des Wirtschaftsprozesses dar. Er wird allerdings nicht, wie Max Weber suggerierte (2.4.6), von außen herangetragen, sondern steckt schon in den Grundzügen des Modells. Der Zusammenhang der Theoriegeschichte ist demnach ein anderer, als die Dogmengeschichte vermuten lässt. Das naheliegende Bild der Geschichte der ökonomischen Theorie ist das folgende: Es gibt eine große Linie „bürgerlicher“ ökonomischer Theorie, welche von den Klassikern über die Neoklassiker bis zu heutigen Theoretikern des Neoliberalismus und ihren institutionalistischen Gegnern führt. Zu ihr steht das „revolutionäre“ Denken von Marx gewissermaßen „quer“ (cf. Arestis 2000), ohne dass es die Hauptlinie maßgeblich erschüttert hätte:



**Abbildung 4: Marx in der ökonomischen Dogmengeschichte**

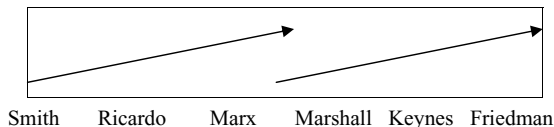
Ein solches Bild wurde sowohl durch die Selbstinterpretation der ökonomischen Theoretiker als auch durch die Heroisierung von Marx auf Seiten der Sozialisten genährt.<sup>25</sup> Schon der Name „Neoklassik“, den Keynes einführte (1936, 177), scheint ja Kontinuität zu verbürgen. Entgegen dieser Intuition erweist sich die chronologische Darstellungsweise jedoch als sachlich angemessener, denn Marx

24 Kühne 1972, 46 ff. kontrastiert Harmoniedenken und „Marx’sche Prozessvision“. Zum Ausdruck „Gegenutopie“ Mannheim 1929, 199 (cf. „Kontrastideologie“, Seidel 1924, 137; „Gegenideologie“, Habermas 1960, 278). Die Neoklassiker waren für negative Seiten nicht blind: Viele trieb das Bedürfnis, etwas gegen die Armut zu tun, zur Ökonomie (Sommer 1993). Die Intention einer Theorie bestimmt aber nicht ihren Effekt. Der Verfechter des Freihandels F. Bastiat bekannte in seinem vielsagenden Werk *Les Harmonies Economiques* (1850): „Ich glaube, dass die unbezwingbare soziale Tendenz auf die ständige Annäherung der Menschen an ein allgemeines körperliches, geistiges und moralisches Niveau hingeht [...] Ich glaube, dass für die [...] Entwicklung der Menschheit nichts weiter nötig ist, als dass ihre Tendenzen nicht durchkreuzt werden“ (nach Kromphardt 1991, 120). „Ist es nicht ein großartiger Entwurf, wenn bei gegebenen Nutzenvorstellungen der Haushalte und gegebenen Ressourcen durch ein endogen determiniertes Preissystem Ersparnisse und Investitionen, Arbeitsangebot, Nachfrage nach dem numéraire, Mengen der bei jeder Firma eingesetzten Produktionsfaktoren und Mengen der hergestellten Produkte festgelegt und damit in einem simultanen Prozess die Pläne aller Haushalte und aller Unternehmen aufeinander abgestimmt werden?“ (Felderer in Starbatty 1989, 70). Schön wäre es, doch gehört die Harmonielehre eher in die Musik (Waibl 1989, 197).

25 Das Lieblingswort von Alfred Marshall soll „Kontinuität“ gewesen sein (Rieter in Starbatty 1989, 140). Söllner 1999 wählt exakt diese Darstellung: Marx kommt erst unter „ferner liefen“ (262 ff.). Für die Realsozialisten waren die Unterschiede innerhalb der „bürgerlichen Theorie“ kaum von Belang (Becher 1976, 393 ff.).



gehört in die „große Linie“ hinein: Der Ökonom Marx verstand sich in der Tradition der Klassiker, und *wurde* meist auch so verstanden. Er verarbeitete deren Theorien bis zu einer schlüssigen Gesamtdeutung der politischen Ökonomie des Kapitalismus; wenn auch mit den bekannten unerfreulichen Schlussfolgerungen. Die neoklassische Gegenutopie, die alsbald dagegengesetzt wurde, brach nun nicht nur mit Marx, sondern auch mit der klassischen Analyse von Smith und Ricardo.<sup>26</sup> Der Zusammenhang sieht demnach so aus:



**Abbildung 5: Marx in der ökonomischen Wirkungsgeschichte**

Es zieht sich nicht *eine* Linie ökonomischen Denkens durch die Geschichte, die sich vertikal mit den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen und horizontal mit den jeweiligen Vorgängern beschäftigt. Vielmehr gibt es eine Konkurrenz auch „im Gebiete des Geistigen“ (Mannheim 1928), zumal dann, wenn sich hinter den verschiedenen theoretischen Schulen unterschiedliche politische und gesellschaftliche Lager befinden. Die Neoklassik ist zu begreifen als eine Weiterführung der klassischen Ökonomie mit gänzlich anderen Mitteln.<sup>27</sup> Dieses war nötig geworden, weil Marx die klassischen Fäden derart miteinander versponnen hatte, dass ein Wiederaufnehmen *an Marx vorbei* unmöglich schien.<sup>28</sup>

- 26 „Indem man die Unhaltbarkeit der klassischen Lehre zeigt, will man damit eo ipso auch die Hinfälligkeit der Marx’schen Theorie demonstrieren“ (Grossman 1941, 26). Dieser Zug wiederholt sich im Feld der Philosophie erstaunlich parallel (2.5.5).
- 27 Zu Marx’ Verhältnis zur Klassik Althusser 1972, 107 ff. Heinrich hat Schwierigkeiten bei der Verortung von Marx: obwohl er einen Bruch zwischen Klassik und Neoklassik feststellt (2001, 75), will er Marx gegen das Kontinuum von beiden auffahren (18). Eigentlich macht er ein drittes: er kritisiert Klassik und Marx aus der Position einer keynesianistischen (und damit neoklassischen) Ecke. Er wirft Marx vor, dass er noch der Klassik „verhaftet“ sei (26, 212). Genau das ist jedoch der Witz an Marx.
- 28 Streissler meint, „mit dem Hinweis auf die Tradition der deutschen Nationalökonomie“ ließe sich „die immer wieder vorgebrachte Behauptung eindeutig widerlegen, die subjektive Wertlehre der österreichischen Schule sei als Reaktion auf Karl Marx, als Gegenrevolution gegen dessen Lehre entstanden“, da „eine subjektive Wertlehre in Deutschland bereits vor den ersten Schriften von Marx entstand“ (1989, 126). *Non sequitur*: Eine subjektive Wertlehre gab es bereits im Mittelalter (Pribam 1992), die Frage ist, warum sie plötzlich so aktuell wurde (Fn. 10). „Die beiden grundsätzlichen Möglichkeiten der Werttheorie, den Wert einer Ware entweder auf die zu ihrer Produktion notwendige Arbeit oder den von ihr ausgehenden Nutzen zurückzuführen, waren schon länger bekannt. [...] Erklärungsbedürftig ist daher [...], warum sich diese Theorie ausgerechnet in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts durchsetzte, warum nicht früher oder später“ (Heinrich 2001, 63; cf. Blaug 1958, 149 f.; Meek 1973, 97 ff.; Dobb 1977, 124 f.). Ein Grund war die „kapitalismuskritische“ Anwendung der Arbeitswerttheorie bei den „ricardianischen Sozialisten“ (Heinrich

Ob sich eine „Marxwiderlegung“ als direkte Intention der Marginalisten nachweisen lässt, sei dahingestellt; es kommt hier nicht auf Personalien, sondern auf den unübersehbaren wirkungsgeschichtlichen Zusammenhang an.<sup>29</sup> Paradox wie dies klingen mag: Erst Marx stellt das versteckte Bindeglied dar zwischen den Klassikern, die *er* kritisierte, und den Neoklassikern, die *ihn* kritisieren. In der Geschichte der ökonomischen Paradigmen steht Marx so genau zwischen den beiden ihre Zeit jeweils beherrschenden Paradigmen.

Diesen ganz allgemeinen Befund gilt es zu spezifizieren. Gesagt werden soll nicht, dass jede Wirtschaftstheorie nach Marx eine neoklassische war. Es gab andere Schulen, etwa die deutsche historische mit Roscher, Knies und Schmoller,<sup>30</sup> die österreichische Grenznutzentheorie von Carl Menger und Eugen Böhm-Bawerk, den wiederauflebenden Institutionalismus eines Thorstein Veblen, den Keynesianismus und natürlich den Monetarismus und die angebotsorientierte neoliberale Wirtschaftstheorie der letzten Jahrzehnte. Die *Paradigmen* jedoch, mit denen man arbeitet, waren und sind die der Neoklassik. In der Folge wird darum von der Neoklassik bewusst in dem weiteren Sinne des Paradigmas gesprochen. Noch Keynes, von dem die Bezeichnung „Neoklassik“ stammt, legte das Gleichgewichtsmodell der Klassik zugrunde. Er monierte lediglich die Annahme, dass es auf einer optimalen Ebene liegen müsse. Seine *General Theory* (1936) entdeckte, dass es auch auf einer *anderen* Ebene als der „perfekten“ ein Gleichgewicht geben könne; etwa eines, welches hohe Arbeitslosigkeit und niedrige Investitionen implizierte. Die neoklassischen Grundannahmen der Statik des Gleichgewichtsmodells und der Passivität der homogenen Marktteilnehmer hat jedoch auch er beibehalten.<sup>31</sup> Die Statik verhärtete sich eher, als in der jahrzehntelang bestimmenden „großen Synthese“ von Samuelson (1948) keynesianische

---

2001, 64; cf. Kühne 1972, 56, 197; MEW 26 III, 259 ff.). Hodgskin 1825 klagte das Recht der Arbeiter auf einen „vollen Arbeitsertrag“ ein; dies beunruhigte die bürgerlichen Ökonomen: „Das System Ricardos ist eines der Zwietracht [...] Es hat die Tendenz zur Erzeugung von Feindschaft zwischen Klassen [...] Sein Buch ist das richtige Handbuch des Demagogen, der nach Macht strebt durch Bodenkonfiskation, Krieg und Plünderung“ (Carey 1848, 74 f., MEW 26 II, 163; Grossmann 1941, 29).

29 Sogar Sombart meinte: „Wenn man gesagt hat: die Grenznutzenlehre sei eine Ausgeburt der Angst vor dem Sozialismus [... – gemeint ist Labriola, CH], so steckt in diesem Urteil zweifellos ein sehr berechtigter Kern“ (Sombart 1930, 283). Die dogmatische Zuspitzung dessen war jedoch wenig glaubhaft: „Von nun an wurde der Antimarkxismus zum konzentrierten theoretischen Ausdruck ihres antiproletarischen und antisozialistischen Charakters“ (Becher 1976, 395).

30 Siehe Rieter 1994, Schefold 1994, Kosłowski 1995 und 2000 und institutionalistisch verlängert Reuter 1994, Edeling 1999. Der theoretische Status der historischen Schule ist jedoch seit je umstritten; im Grunde gibt es hier keine Theorie (zu Roscher MEW 23, 910; MEW 26 II, 116 f.; III, 492; darum drehte sich auch der Methodenstreit zwischen Menger und Schmoller um 1884). Noch Sombart „beschreibt“ immer weitere Züge des Kapitalismus, ohne sie material zu erklären (1911, 1913, 1913b; cf. Pollock 1926, Appel 1992, Lenger 1994, J. Backhaus 2000).

31 Keynes 1936; Bombach 1976 und Starbatty 1989. „Die Ansicht, dass Keynes dynamischer sei als Ricardo, ist das genaue Gegenteil der Wahrheit“ (Harrod 1948, 29).

und neoklassische Modelle ineinander geblendet wurden. Ähnlich verhält es sich mit den Historisten und Institutionalisten, die Einzelheiten am Grundmodell bemängeln und sich ansonsten mit der „Beschreibung“ verschiedener historische Konstellationen begnügten, oder mit den Monetaristen, welche die keynesianische Interventionspolitik mithilfe neoklassischer Gleichgewichtsannahmen und der Quantitätstheorie des Geldes zurückdrängten.<sup>32</sup>

Die Feststellung, dass Marx innerhalb des klassischen Paradigmas dachte, also eines *anderen* als der Großteil der Ökonomen des 20. Jahrhunderts (quer durch alle Schulbildungen), ist für die folgenden Kapitel zentral. Die von bürgerlichen Ökonomen angestellten „Widerlegungen“ der Marx’schen Theorie von Böhm-Bawerk über Keynes bis Samuelson lasen Marx innerhalb des neoklassischen Paradigmas.<sup>33</sup> Seine Analysen wurden so aus ihrem binnenlogischen Zusammenhang entfernt und in einen theoretischen Gesamtzusammenhang „übersetzt“, der von ganz anderen Hintergrundannahmen ausging. Wenn bewiesen werden konnte, dass Marx’sche Thesen innerhalb *dieses* Paradigmas nicht zu halten waren, so wurde dies dem Anspruch der Marx’schen Theorie gerade nicht gerecht. Solche Widerlegungen haben nur partiellen Wert (2.3.2). Viele marxistische Ökonomen jedoch, besonders im Westen, übernahmen diese „Übersetzungen“ und versuchten gleichwohl, Marx’sche Thesen innerhalb des neoklassischen Paradigmas aufrechtzuerhalten. Aufgrund der Schwierigkeit dieses Unterfangens mussten *Zusatzannahmen* gemacht werden, welche noch weiter von den eigentlich Marx’schen Theorien wegführten (2.3.3). Aufgrund der Dominanz des neoklassischen Paradigmas in der Literatur und des vergeblichen Versuchs vieler Marxisten, ihn innerhalb desselben zu verteidigen, wurde unter „Ökonomie“ mehr und mehr nur noch *dieses* wissenschaftliche Paradigma verstanden. Sprechen Philosophen heute von Ökonomie, etwa in der Diskussion um Rawls oder in der Wirtschaftsethik (3.2 und 3.3), tun sie dies unhinterfragt in diesem Paradigma – selbst bzw. gerade dann, wenn sie es philosophisch kritisieren (2.3.4). Auch politische Vorstellungen der westlichen Linken gingen lange von Vorstellungen aus, die einem neoklassisch verzerrten Marx entstammten. Dabei kam ihnen der Marxismus-Leninismus in gewisser Hinsicht entgegen. Wegen dieser Entwicklungen hat der Versuch, Marx in der Philosophie wieder zu berücksichtigen, eine ungewöhnlich hohe Erklärungslast zu tragen. Es reicht leider nicht, auf eine Öffnung der philosophischen Theorie in Richtung ökonomischer Tatsachen und Theorien hinzuwirken (siehe etwa Kambartel 1998), da in diesen meist schon die neoklassischen Modellannahmen stecken; es reicht erst recht nicht, den „Marxismus“ der einen oder anderen Spielart von einst wieder aufzuwärmen, da sich die verfehlten Modellvorstellungen gerade auch hier, in der Höhle des zahnlosen

32 Zu den Reagonomics (Friedman, Hayek) Lekachmann 1981, 124 f.; Waibl 1988.

33 Die Kennzeichnung einer bestimmten Ökonomie als „bürgerlich“ dient als Gegenbegriff zur marxistischen Ökonomie. Sie ist wie beim „Bürgerlichen Gesetzbuch“ keineswegs pejorativ und beruht auf Selbstzuschreibungen (so bezeichnete sich mir gegenüber Professoren der Volkswirtschaft mehrfach als „bürgerliche Ökonomen“).

Löwen, eingenistet haben. Um zu klären, was an der Marx'schen Ökonomie eigentlich das Entscheidende ist, ist somit eine Kritik der ökonomischen Vorstellungen verschiedener herkömmlicher „Marxismen“ unerlässlich.

### 2.3.2 Marxwiderlegungen aus neoklassischer Sicht

„Wo sich wirklich zwei Prinzipien treffen, die sich nicht miteinander aussöhnen können, da erklärt jeder den Andern für einen Narren und Ketzer.“ (Wittgenstein)

Der zentrale Unterschied zwischen Klassik und Neoklassik liegt in der Richtung, die bei der Erklärung von *Warenwerten* eingenommen wird.<sup>34</sup> Die Klassik hatte eine eher objektive Tendenz, die Neoklassik eine subjektive. Innerhalb der Klassik war zwar umstritten, was genau das wertbildende Element nun sei – ob der Boden, wie bei Malthus und den Physiokraten; die tatsächliche Arbeit, die der Kapitalist selbst oder über für sich Arbeitende erbringt, wie bei Locke und Smith; oder die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit wie bei Marx. Gegenüber der neoklassischen Grenznutzentheorie, welche mit subjektiven Nutzenerwägungen einzelner Individuen als *Explanans* rechnet, ist die objektive Werttheorie ein hinreichendes Unterscheidungsmerkmal.<sup>35</sup> Die Grenznutzentheorie besagt, dass der Nutzen, den ein Individuum von einem Gut hat, mit steigendem Besitz dieses Gutes sinkt (Fn. 13). Die Nachfrage nach diesem Gut auf dem Markt steht so in Korrelation zu dem Nutzen, den dieses Gut für die Nachfragenden jeweils hat.

Wenn Angebot und Nachfrage als einzige Instanzen den Preis eines Gutes festlegen, hängt der Preis eines Gutes von den Produktionskosten der Anbieter als Untergrenze und dem Nutzenkalkül der Nachfragenden als Obergrenze ab.<sup>36</sup>

34 „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine „ungeheure Warensammlung““ (MEW 23, 49). Der Ansatz bei den Waren statt beim Geld erklärt sich auch daraus, dass eine Menge Geld nicht automatisch Reichtum bedeutet. Kann es nichts kaufen (aufgrund geringer Kaufkraft, oder weil es nichts zu kaufen gibt), ist es nichts wert. Der Wert des Geldes drückt sich in Waren aus (in dem berühmten „Warenkorb“). Das bedeutet nicht, dass das Geld aus dieser Perspektive „neutral“ ist (schließlich war die Kürzung um das Geld in Proudhons „Arbeitsgeldutopie“ in den 1850er Jahren ein Lieblingsfeind von Marx, MEW 13, 66 ff.; MEW 23, 109; Rakowitz 2000, 77 ff.); wohl aber, dass das Geld nicht aus sich selbst zu verstehen ist (siehe 2.3.5).

35 Die Orientierung am Objektiven konnte in Richtung eines „Substantialismus“ ausarten, der merkwürdige Formen annahm: so in der Geldtheorie des Merkantilismus, die von einem „objektiven“ Wert des Geldes (oder der Geldware) ausging; in der martialischen Verelendungstheorie von Malthus oder der Begründung der fallenden Profitrate bei Ricardo, die mit der abnehmenden Qualität des jeweils neuerschlossenen Bodens argumentierte. Ein „Substantialismus“ der Klassik wird noch heute kritisiert (s.u., Fn. 72). Bei Marx aber ging „kein Atom Naturstoff in ihre Wertgegenständlichkeit“ ein, die ‚Maßeinheit‘ der Quanten Arbeit ist „rein gesellschaftlich“ (MEW 23, 62). Das klassische Paradigma ist nicht monolithisch. In ihm haben Smith, Ricardo und Marx Platz, wie Marshall, Keynes und Friedman im neoklassischen. Unterschiede müssen nicht eingezogen werden, wenn ein Gemeinsames vorliegt.

36 Diese beiden Faktoren bezeichnete Marshall 1890 als „the upper or the under blade

Diese einigen sich auf dem Markt auf einen Preis, zu dem die Waren dann umgesetzt werden. Zur Versinnbildlichung dieser fiktiven Annahme hat Walras den großen „Auktionator“ erfunden, der *anstelle* der Unternehmer die Preise festsetzt, zu denen diese dann ihre Güter verkaufen.<sup>37</sup> Der Markt wird hier zum Subjekt, während die Firmen zu seinen passiven Elementen herabgestuft werden. Die Angriffe, die die bürgerliche Ökonomie auf Marx den Ökonomen richtete, gingen von diesem abgesteckten Terrain aus, das zu verlassen bereits als Fehler erschien (deutlich etwa bei Mises 1922). Nun leugnete Marx keineswegs, dass Angebot und Nachfrage für ein gegebenes Gut den Kaufpreis beeinflussen. Nur werden die längerfristigen Schwankungen des Preises und seine wirklichen Faktoren damit nicht *erklärt*. Marx war der Auffassung, dass „der Wechsel im Verhältnis von Nachfrage und Angebot für den Preis [...] nichts erklärt außer seinem Wechsel [...] Decken sich Angebot und Nachfrage, so hört [...] die Preissoszillation auf. Aber dann hören auch Angebot und Nachfrage auf, irgend etwas zu erklären“ (MEW 23, 560). Über die Zeit pendeln die durch gegebenes Angebot und gegebene Nachfrage schwankenden Preise (*ceteris paribus*) um einen bestimmbar Level, welcher folglich *nicht* mehr selbst durch Angebot und Nachfrage erklärt werden kann. Vielmehr haben Angebot und Nachfrage selbst noch bestimmende Faktoren. Doch diese werden in einem Modell, das sich auf den Austauschprozess und seine gegebenen Determinanten in kurzfristigen Zeiträumen konzentriert, nicht mehr hinterfragt.<sup>38</sup>

Marx interessiert sich gerade für diese Kräfte *hinter* den „Determinanten“, die sich langfristig *in* ihnen durchsetzen. Seine Arbeitswerttheorie untersucht den Level, *um den herum* die Preise durch Schwankungen in Angebot und Nachfrage auf und ab getrieben werden.<sup>39</sup> Sie wurde von der Neoklassik verworfen, weil ihr schon die Fragestellung keinen Sinn zu machen schien. Doch ist die Kategorie des individuellen „Nutzens“ kaum weniger geheimnisvoll als die des Wertes. Sie hat lediglich einen beengteren Fokus.<sup>40</sup> Ihre „Preistheorie“ erklärt Preise mit Preisen. Sie kann sich wieder nur auf andere Preise verlassen, die gegeben sein müssen. Preisschwankungen lassen sich so allenfalls *feststellen*, nicht erklären.<sup>41</sup>

---

of a pair of scissors”. Dies war bereits ein Vermittlungsversuch zwischen Klassik und Neoklassik (vgl. Rieter in Starbatty 1989, 137).

37 Kromphardt 1991, 187; Starbatty 1989, 62; Hunt 1993, 149: dies erinnert im Übrigen eher an zentrale Planung als an einen Markt.

38 Von Keynes gibt es in diesem Sinne das Bonmot: „On the long run, we are all dead“.

39 Der in den kurzfristigen Schwankungen gegebene „natürliche Preis“ (Smith; Marx nennt es Produktionspreis) sei der „eigentlich zu analysierende Gegenstand“. Diese Durchschnittsgröße „musste natürlich anders bestimmt werden als die sich kompensierenden Abweichungen von ihr“ (MEW 23, 560; vgl. MEW 25, 199).

40 Dennoch hat die Neoklassik philosophische Ableger, die keine „ökonomische“ Theorie sind. Auch sie nennen sich nun „politische Ökonomie“ (des Staates, des Rechts etc., siehe G. Becker 1976, Behrens 1986, Buchanan 1990; cf. 3.2).

41 Die Preisentwicklung kann auch an die Geldmenge gekoppelt werden (Friedman 1969). Doch wie die Erklärung gegebener Preise mit dem Nutzen ist das tautologisch,

Das Thema der Arbeitswerttheorie war nicht die Preisbestimmung. Sie erlaubte es vielmehr, Zusammenhänge herzustellen zu Phänomenen wie dem Sinken der von den Industriellen angeeigneten Profitmasse aufgrund eines höheren Anteils an „unproduktiver“ Arbeit, dem generellen Fallen der durchschnittlichen Profitrate und damit verbundener Investitionsengpässe, zu Wachstumszyklen und Krisen allgemein sowie zur Analyse gesellschaftlicher Klassen und ihrer politischen Auseinandersetzungen. Alle diese Phänomene hängen am Wertkonzept und können in der neoklassischen Analyse so weder erklärt noch überhaupt erfasst werden. Marx' Arbeitswerttheorie legt die Fundamente für die Beantwortung der Frage nach dem „Bewegungsgesetz“ (MEW 23, 15), das sich langfristig im kapitalistischen Wirtschaften durchsetzt. Diese Frage lässt sich im neoklassischen Paradigma nicht stellen; sie hat dort keinen „grammatischen“ Ort.

Nach Wittgenstein setzt das Verstehen des Satzes „Dies ist blau“ nicht nur voraus, dass man in einer gemeinsamen Situation steht, sondern auch, dass man bereits weiß, was überhaupt eine Farbe ist.<sup>42</sup> Analog setzt das Verständnis der Arbeitswerttheorie voraus, dass man die dahinterliegende Fragestellung teilt oder zumindest zur Kenntnis nimmt. Für eine Wissenschaft, die das nicht tut, muss die Rede von hinter den Preisen wirksamen Werten als Mystizismus, als schlechte „Metaphysik“ gelten, aber eben aus grammatischen, nicht etwa aus ökonomischen Gründen.<sup>43</sup> Diese Verweigerung hat auch politische Implikationen: Ohne Arbeitswertlehre lassen sich weder Lohnerhöhungen fordern, da nun *jeder* Lohn, der auf einem freien Markt erzielt wird, als „gerecht“ erscheint; noch lassen sich die Marx'schen Erklärungen für die endogenen kapitalistischen Krisenerscheinungen aufrechterhalten. Fällt etwa die Profitrate, werden eher „zu hohe“ Löhne verantwortlich gemacht als Interna der kapitalistischen Entwicklung wie die Erhöhung der organischen Zusammensetzung (2.1.6). Alle unangenehmen Elemente der Marx'schen Theorie hängen mit der Werttheorie zusammen: die gewerkschaftliche Tarifpolitik mit der „Ausbeutung“, die revolutionäre Rhetorik der kommunistischen Parteien mit der „Krisentheorie“.<sup>44</sup> Der Ansatz der Kritik an der Wertlehre war also gut gewählt. Mit dem Verlust weitergehender ökonomi-

---

da hier keineswegs erklärt wird, welchen Preis die Ware bei der „optimalen Geldmenge“ hat, sondern nur, *dass* der Preis bei einer Inflation steigt und vice versa.

42 Den Sinn eines Satzes einzusehen heißt noch nicht, ihn auch für wahr zu halten, sondern allererst in der Lage sein zu erkennen, welche Tatsachen ihm einen Wahrheitswert zukommen lassen können (PhU 381 ff. u.ö.). Wittgenstein war übrigens mit den Cambridge-Ökonomen Keynes und Sraffa gut bekannt (s.u., Fn. 121).

43 Eine philosophische Kritik der Arbeitswerttheorie (s.u., Fn. 46) verfehlt ihren Gegenstand, wenn sie die Paradigmen nicht unterscheidet. Shaikh 1977, 107 vergleicht dies damit, als wolle man Annahmen Einsteins aus einem Newtonschen System her „rekonstruieren“, ohne den dazwischenliegenden Paradigmenwechsel zu berücksichtigen. Auch hier würde man unweigerlich Mystizismen konstruieren; unnötigerweise.

44 Auch die Erklärung der Zirkulationskrisen (Geld-, Kredit-, Zahlungsausgleichskrisen u.ä.; cf. Hufschmid 1999, Shaikh 1995, 1998a; 2.3.5) braucht Argumente aus dem produktiven Sektor, und so mittelbar die Arbeitswertlehre.

scher Fragestellungen ging auch ein Verlust an politischen Implikationen einher. Einerlei ob die Verabschiedung des objektiven Wertkonzeptes diese Intention hatte, ihr *Effekt* jedenfalls ist aus einer unternehmerischen Perspektive politisch begrüßenswert. Die Preisgabe der Werttheorie war überdeterminiert und speiste sich deutlich auch aus außertheoretischen Motivquellen.

An zwei Punkten bemühte man sich, die Arbeitswertlehre *explizit* zu widerlegen. Zunächst wurde darauf verwiesen, dass diese Theorie empirisch nicht stimmte: Zwei Produkte, in denen eine gleiche Arbeitskraft steckt, können, bedingt durch Angebot und Nachfrage, einen sehr unterschiedlichen Preis erzielen – es kommt eben vor, dass ein Produkt, in dem sehr viel Arbeit steckt, zu Spottpreisen verschleudert wird (Ott 1989). Dies ist jedoch keine Widerlegung, da Marx so etwas an keiner Stelle geleugnet hat. Nicht die einzelne, an einem einzelnen Gut verrichtete Arbeitszeit bestimmt den Wert eines Gutes, sondern die Arbeitszeit, die zu seiner Produktion nach dem gegebenen Stand der Technik „gesellschaftlich notwendig“ ist (MEW 23, 53 ff.; MEW 16, 125; MEW 25, 186). Wenn die durchschnittlich zur Produktion eines Gutes notwendige Arbeitszeit 20 Stunden sind, so wird der Produzent, der 30 Stunden braucht, keinen höheren Preis erzielen, da andere Anbieter ihn unterbieten. Diese Widerlegung beruht also auf einem Missverständnis.

Eine andere Widerlegung widmete sich dem sog. „Transformationsproblem“ von Werten in Preise. Seit Böhm-Bawerk wurde ein Widerspruch zwischen dem ersten und dem dritten Band des *Kapitals* behauptet: geht Marx in Band Eins davon aus, dass die Waren sich zu ihren Werten verkaufen (MEW 23, 181, 336; MEW 24, 32), so berücksichtigt er in Band Drei, dass zur Entstehung des Preises auf dem Markt noch andere Faktoren beitragen (MEW 25, 162).<sup>45</sup> Unterstellt wurde der Wertlehre das Erklärungsziel einer Determination des unmittelbaren Marktpreises. In diesem Fall *würden* sich die beiden Aussagen widersprechen. Nun ist in Band Eins allerdings von grundlegenden Begriffen (Ware, Wert, Geld, Kapital, Mehrwert, Arbeitslohn) und Zusammenhängen die Rede (Tausch, Produktion, Akkumulation, Zentralisation), in Band Drei dagegen davon, wie diese Logik sich tatsächlich durchsetzt (MEW 25, 33). Natürlich wird der Preis einer Ware auf dem Markt erzielt. Aber was ist misslich daran, wenn der Preis sich nach unten bewegt (durch mangelnde Nachfrage, oder wenn die Konkurrenten billiger produzieren)? Fatal wird es erst, wenn der Unternehmer „unter Wert“ verkauft. Die Wertlehre dient nicht dazu, einen bestimmten Preis einer bestimmten Ware zu bestimmen, sondern sie macht in den scheinbar chaotischen Phänomenen des Marktes insgesamt einen „roten Faden“ aus.<sup>46</sup>

45 Diese Kritik von Böhm-Bawerk 1896 erscheint wieder bei Robinson 1942, Samuelson 1971, Kramm 1979, Backhaus 1997, 168. Die im Zusammenhang damit geäußerte Auffassung, Marx habe die Ansichten des ersten Bandes im dritten Band revidiert, wurde zurückgenommen, als klar wurde, dass das Manuskript des dritten Bands vor dem ersten Band verfasst worden war (wie selbst Samuelson zugab).

46 „Die Wertlehre ist [...] nicht als Theorie der Preisbildung zu verstehen, sondern als



Auch die weiteren Theorien des dritten Buches widersprechen nicht denen des ersten Buches, sondern zeigen vielmehr, wie sich diese fundamentalen Gesetze auf dem Markt durchsetzen. Wie die Sozialdemokratie und der Leninismus, so verhedderte sich auch die akademische Ökonomie an der internen Logik der Marx'schen Wirtschaftstheorie. Das vererbte sich, um vorauszublicken, noch in die Philosophie: Werner Becker (1972) etwa warf Marx eine „methodische Irrationalität“ vor. Er definiere seine Grundbegriffe nicht, sondern verstecke in ihnen schon die ganze Theorie.<sup>47</sup> Damit hat er die Marx'sche Darstellungsweise richtig benannt: Sie führt zunächst die Grundbegriffe ein, aus deren Zusammenhang sie nach und nach eine kohärente Theorie entwickelt. Die Bedeutung der Begriffe liegt in der Funktion, die diese Kategorien *in der Theorie* dann haben. Diese Darstellungsweise ist didaktisch sinnvoll: irgendwo muss eine Darstellung komplexer Zusammenhänge schließlich anheben. Doch erschließt sich nicht die Theorie aus den Begriffen, sondern die Bedeutung der Begriffe aus der Theorie – und diese orientiert sich an eben der Wirklichkeit, deren Berücksichtigung Becker hier einfordert. Ein zweiter Einwand Beckers, Marx habe seine Hypothesen nicht getestet, wiegt schwerer. Natürlich muss jede empirische Theorie getestet werden. Allerdings macht es keinen Sinn, diesen Test schon von den *Grundbegriffen* zu verlangen. Wie will man etwa den physikalischen Begriff der „Masse“ testen? Testen kann man einzig die aus einem formulierten Gesetz gezogenen Hypothesen über die Realität. Und über dem Studium eben dieser Realität hatte Marx in der British Library ganze Jahrzehnte zugebracht. Er hat seine ökonomischen „Hypothesen“ aus einer Fülle von Material und deren Vorverarbeitung gewonnen, und teilte die in Form gebrachten Ergebnisse mit.<sup>48</sup> Becker pickt sich zwei von Marx' Termini heraus und deutet sie mit dem deutschen Deduktionsmarxis-

---

Theorie der volkswirtschaftlichen Wertschöpfung und als Theorie der Einkommensverteilung“ (Hardach 1975, 48; Blaumol 1974; Zinn 1987, 76 ff.). „Die Arbeitswertlehre ist lange fälschlich als eine Theorie der Preisbildung interpretiert und dementsprechend kritisiert worden; denn – wie die klassischen Ökonomen, die Marx sehr gründlich studiert hat – gezeigt hatten, weichen die Preisrelationen von den Wertrelationen ab [...] Die Fehlinterpretation der Arbeitswertlehre als Preistheorie findet sich bereits bei Böhm-Bawerk“ und noch bei Samuelson. Vielmehr sei sie „Grundlage für die Kritik an den Rechtfertigungslehren der Einkommensverteilung im Kapitalismus [...], die aus dem Beitrag der Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Sachkapital die Einkommensarten Lohn, Rente und Gewinn, die an die Eigentümer der Produktionsfaktoren fließen, moralisch rechtfertigen wollen“ (Kromphart 1991, 136).

47 Die Kategorien Tauschwert und Gebrauchswert seien nicht zu verstehen, da sie einander widersprüchen (Becker 1974, 70 f.; 1972). Becker müsste seinen Vorwurf auch auf Aristoteles ausdehnen (*Politik* I 9, 1257a; *Nicomachische Ethik* V 8; *Eudemische Ethik* 1231a 39 ff.; Bress 1974). Dabei ist es ist simpel: Gebrauchswert ist der Wert einer Ware für mich, etwa als Sammler von Kronkorken, Tauschwert der, den sie für andere hat. Der Gebrauchswert von hohen Geldscheinen kann niedrig sein, wenn ich eilig vor einem Münzautomaten stehe.

48 „Marx ist nicht frei von Sozialkritik und Geschichtsspekulation, aber [...] diese [haben] nur insofern Bedeutung [...], als sie Ausdruck einer Theorie sind, die prinzipiell [...] verifizierbar sein muss“ (F. Jonas 1968 I, 217).

mus fälschlich als *philosophische* Grundbegriffe. Wenn er schon in ihnen die Theorie vermutet, überträgt er nur das idealistische Missverständnis der „Wertformanalyse“ auf Marx (cf. 2.3.5, 2.5.7).<sup>49</sup> Die berechnete Forderung nach Überprüfung kommt bei Becker an einer unsinnigen Stelle: im ersten Kapitel eines dreibändigen Werkes. Er kann seinen Vorwurf nicht allzu ernst gemeint haben.<sup>50</sup> Hier zeigt sich, dass Marxwiderlegungen sich oft nicht die Mühe machten, Marx zu lesen. Becker übernahm einfach eine Standardkritik der Neoklassik, die schon in dieser verfehlt war (siehe später Becker 1985, 124 ff.; 1996, 47 ff.).

Aufgrund der Popularität dieser neoklassischen „Widerlegung“ von Marx ist näher auf sie einzugehen. Zu den umstrittensten Partien des Marx'schen Oeuvres zählt das erste Kapitel des *Kapitals* (MEW 23, 49-98). Nicht nur wurde die interne Logik dieses einführend gehaltenen Kapitels auf immer neue Weise verrätztelt, sondern auch seine Stellung im Gesamtzusammenhang des *Kapitals* wurde selten beachtet.<sup>51</sup> Dabei hatte Marx in der „Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie“ (1857), die vom Marxismus-Leninismus zum Dogma erhoben worden war und auch in den im „Westlichen Marxismus“ so geschätzten *Grundrissen* abgedruckt war, den Schlüssel geliefert (vgl. ähnlich MEW 26 II, 161 ff.):

„Es scheint das Richtige zu sein, mit dem Realen und Konkreten, der wirklichen Voraussetzung zu beginnen, also z.B. in der Ökonomie mit der Bevölkerung, die die Grundlage und das Subjekt des ganzen gesellschaftlichen Produktionsakts ist [cf. Solow 1970, CH]. Indes zeigt sich dies bei näherer Betrachtung [als] falsch. Die Bevölkerung ist eine Abstraktion, wenn ich z.B. die Klassen, aus denen sie besteht, weglasse. Diese Klassen sind wieder ein leeres Wort, wenn ich die Elemente nicht kenne, auf denen sie beruhen, z.B. Lohnarbeit, Kapital etc. Diese unterstellen Austausch, Teilung der Arbeit, Preise etc. Kapital z.B. ohne Lohnarbeit ist nichts, ohne Wert, Geld, Preis etc. Finge ich also mit der Bevölkerung an, so wäre das eine chaotische Vorstellung des Ganzen und durch

49 Die Vorstellung, Marx leite seine Theorie aus einigen „Begriffen“ ab, taucht früh auf: „In der Hegelschen Philosophie gebildet, musste er alles unwissenschaftlich finden, was nicht aus einem einzigen Prinzip ‚logisch‘ die besonderen Bestimmungen und Momente ableitete“ (P. Barth 1897, 631). Es gehe um die „Darstellung des allgemeinen Begriffs des Kapitals, die dialektische Entwicklung der zentralen Kategorien“ (Reichelt 1974, 40; cf. MEW 19, 364).

50 Beckers Forderung nach einem Testen der Grundbegriffe (1974, 63 f.) wird selbst den Naturwissenschaften nicht gerecht (2.1.1, 4.3). Es verrät ein reduziertes Theorieverständnis, einen „Methodenmonismus“ (Albrecht 1973, 13).

51 Auch nicht von der „neuen Marxlektüre“ der 1970er Jahre; vielleicht, weil sich die Kapital-Lektürekurse schon an diesen Einstiegspartien festbissen. Das erste Kapitel ist bei deutschen Marxisten bis heute umstritten (cf. Haug 1974): Entweder wurde es, wie von Engels bis Mandel, „historisch“ gelesen (dazu Kittsteiner 1977a; Rakowitz 2000, 27 ff.), oder ihm wurde in fichteanischer Manier eine logische Ordnung der „Ableitungen“ unterschoben, die die Adepten jedoch selbst nicht mehr verstanden (um dies dann dem symbolischen Übervater Marx in die Schuhe zu schieben – zur Wertformanalyse 2.3.5.). Es lässt sich allerdings überschlagen, ohne dem Buch einen Abbruch zu tun. Marx schrieb 1868 brieflich, „dass wenn in meinem Buch gar kein Kapitel über den ‚Wert‘ stände, die Analyse der realen Verhältnisse [...] den Beweis [...] enthalten würde“ (MEW 32, 552; Korsch 1971, 74; Steinvoth 1977, 32).

nähere Bestimmung würde ich analytisch immer mehr auf einfachere Begriffe kommen; von dem vorgestellten Konkreten auf immer dünnere Abstrakta, bis ich bei den einfachsten Bestimmungen angelangt wäre. Von da wäre nun die Reise wieder rückwärts anzutreten, bis ich endlich wieder bei der Bevölkerung anlangte, diesmal aber nicht als bei einer chaotischen Vorstellung eines Ganzen, sondern als einer reichen Totalität von vielen Bestimmungen und Beziehungen. [...] Das letzte ist offenbar die wissenschaftlich richtige Methode. Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen“ (MEW 13, 631 f.).

Marxens Methode ist es also, explanatorisch „vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen“ (MEW 13, 632; cf. 2.1.1, Fn. 16). Nur von bestimmten abstrakten Kategorien her lassen sich theoretische Zusammenhänge herstellen, die die vorliegenden „chaotischen“ und teilweise widersprüchlichen Erscheinungen zu erklären vermögen. Diese Methode ist in der Wissenschaft keineswegs ungewöhnlich – nicht umsonst beruft sich Marx dafür auf die Physik (MEW 23, 12).<sup>52</sup> Die Fassung dieser Kategorien baut auf der Vorarbeit vorangegangener Forschungen sowie auf langjährigen eigenen Studien auf (MEW 23, 27). Auch der „Wert“ ist offenbar eine grundlegende Kategorie, deren Herkunft und Charakter zunächst verstanden sein muss, bevor an eine Verkomplizierung der Analyse und ihre Annäherung an die Wirklichkeit zu denken ist. Da alle weiteren Zusammenhänge sich am besten anhand der Grundmechanismen erklären lassen, stellt Marx diese zunächst isoliert und abstrakt vor, und zwar mit Bewusstsein.

Marx macht den Leser darauf aufmerksam, dass er mit Vereinfachungen einsteigt (MEW 23, 109). Dies gilt für die in Band I und II gemachte Annahme, dass sich die Waren zu ihren Werten verkaufen ebenso wie für die Annahme einer bestimmten Geldware.<sup>53</sup> Das Erklärungsziel von Marx ist aber nicht „der Wert“. Er will die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft verstehen.

Die „alles beherrschende ökonomische Macht der bürgerlichen Gesellschaft“ ist das Kapital (MEW 13, 638). Folglich muss er zunächst die Wirkweise des „Kapitals“ begreifen, und zwar nicht von den Ausnahmen her, sondern von dem

52 Dass die Wissenschaft sich nicht notwendigerweise nach den Erscheinungen richten müsse, war seit Galileo und Newton klar, und wurde von Marx wie von Kant stark gemacht (MEW 23, 37, 335, 559, 662; MEW 25, 324, 825 u.ö.; cf. Hegel 1821, § 189 in 2.1.1, Fn. 15). Auch Althusser 1972, 107 f. legte auf diese Methode Wert.

53 Einfachheit scheint deutschem Denken ein Kriterium der Falschheit zu sein (Fn. 131). In den Zeiten der Mittelkürzung ist das Wissenschaftsideal nicht mehr leichte, sondern nunmehr schwere Verständlichkeit. Es scheint oft weniger darum zu gehen, Ergebnisse zu erzielen und zu verbreiten, sondern sich eines möglichst komplizierten Wissenschaftsidioms zu bemächtigen. Mögliche Motive dafür wären wissenschaftsoziologisch der etwa durch die Abhängigkeit von fachfremden Gutachter bedingte Versuch, Kompetenz zu suggerieren, sowie ideologiekritisch eine Furcht vor dem Ergebnis. Geisteswissenschaftliche Ergebnisse sind oft nicht nur erstaunlich einfach, sondern leider auch unpopulär – also kaum karrierefördernd. Inhaltlich aber kann Einfachheit kein Fehlerkriterium sein – im Gegenteil. Mit „Occams Razor“ stand theoretische Einfachheit sogar an der Wiege neuzeitlicher Rationalität.

alltäglichen Normalfall. Was also ist Kapital? Es ist ein historisch spezifisches Produktionsmittel, das auf Geldbesitz beruht:

„Die Verwandlung des Geldes in Kapital ist auf Grundlage dem Warenaustausch immanenter Gesetze zu entwickeln, so dass der Austausch von Äquivalenten als Ausgangspunkt gilt. [...] Die Kapitalbildung muss möglich sein, *auch wenn der Warenpreis gleich dem Warenwert*. Sie kann nicht aus der Abweichung der Warenpreise von den Warenwerten erklärt werden. Weichen die Preise von den Werten wirklich ab, so muss man sie erst auf die letzteren reduzieren, d.h. *von diesem Umstande als einem zufälligen absehn*, um das Phänomen der Kapitalbildung auf Grundlage des Warenaustauschs rein vor sich zu haben und in seiner Beobachtung nicht durch störende und dem eigentlichen Verlauf fremde Nebenumstände verwirrt zu werden“ (MEW 23, 180; Hvg. CH).

Die Bildung von Kapital und seine Funktionsweise sind also schon unter Voraussetzung nur der einfachsten Abstraktionen zu begreifen. Es handelt sich hier um die Einstiegskapitel eines Werkes von weit über 2000 Seiten. Auf dieser Grundlage können dann weitere Erscheinungen erklärt werden. Dass die vereinfachende Annahme, Werte verkauften sich zu ihren Preisen, durchaus nicht immer gegeben sein muss, macht Marx schon im ersten Band klar:

„Die Möglichkeit quantitativer Inkongruenz zwischen Preis und Wertgröße, oder der Abweichung des Preises von der Wertgröße, liegt also in der Preisform selbst. Es ist dies kein Mangel dieser Form, sondern macht sie umgekehrt zur adäquaten Form einer Produktionsweise, worin sich die Regel nur als blindwirkendes Durchschnittsgesetz der Regellosigkeit durchsetzen kann“ (117).

Deutungen der Arbeitswerttheorie wie diejenige, man habe es mit einem ethischen Ideal zu tun, sind daher nur als Skurrilitäten zur Kenntnis zu nehmen.<sup>54</sup> Die akademischen Kritiker haben nun Marx' Aussagen aus dem *dritten* Band zum Anlass genommen, die Darstellungsweise im *ersten* Band in Frage zu stellen. Dort nämlich heißt es:

„Bei der kapitalistischen Produktion handelt es sich [...] darum, [...] für das der Produktion vorgeschossne Kapital denselben Mehrwert oder Profit herauszuziehn wie jedes andre Kapital von derselben Größe, oder pro rata seiner Größe, in welchem Produktionszweig es auch angewandt sei; es handelt sich also darum, wenigstens als Minimum, die Waren zu Preisen zu verkaufen, die den Durchschnittsprofit liefern, d.h. zu Produktionspreisen“ (MEW 25, 205; vgl. 167).

Da der Produktionspreis sich errechnet aus den Kosten für fixes und variables Kapital plus Aufschlag eines Durchschnittsprofites, scheint die Voraussetzung in Frage zu stehen, dass Waren sich zu ihren Werten verkaufen (MEW 25, 184). Wäre dem so, dann würden sich bei gleich bleibender Mehrwertrate für verschie-

54 Kühne 1972, 111-118 erwähnt in seiner Liste bisheriger Deutungen der Arbeitswertlehre auch diese. Sie wurde 1900 von August Koppel, 1925 von A.D. Lindsay, 1926 von Rudolf Stammler, 1958 von Meek vertreten, und schließlich von ihm selbst: „Die Werte sind also nichts weiter als der Ausdruck einer hypothetisch ‚gerechten‘ Verteilung des Mehrwerts auf alle arbeitenden Mitglieder der Gesellschaft“ (1972, 116).

dene organische Zusammensetzungen des Kapitals in verschiedenen Industrien *verschiedene* Profitraten bilden, was jedoch, wie auch Marx weiß, „in der Wirklichkeit [...] nicht existiert“ (MEW 25, 162). Die Wertrechnung des ersten Bandes scheint somit unnötig oder falsch zu sein: „Es scheint also, dass die Werttheorie hier unvereinbar ist mit der wirklichen Bewegung, unvereinbar mit den tatsächlichen Erscheinungen der Produktion und dass daher überhaupt darauf verzichtet werden muss, die letzteren zu begreifen“ (MEW 25, 162).

Genau auf diesen „großen Widerspruch“ (Böhm-Bawerk) hat sich die ökonomische Marxwiderlegung gestützt.<sup>55</sup> Hören wir zu diesem sog. „Transformationsproblem“ (gemeint ist die Transformation von Werten in Preise) etwa Samuelson, den Nestor US-amerikanischen Mainstreams: „Contemplate two alternative and discordant systems. Write down one. Now transform by taking an eraser and rubbing it out. Then fill in the other one. Voila!“ (Samuelson 1971, 400).

Die Vorbehalte gegen Marx beriefen sich auf die Mathematik. Inhaltlich bedeuteten die Einwände allerdings keine Widerlegung von Marx, sondern eine Übersetzung in ein anderes Theoriemodell.<sup>56</sup> Nur in diesem konnte die Wertrechnung nicht mit der „Preistheorie“ vermittelt werden. Bei Marx gab es diese Vermittlung sehr wohl – schließlich bestand die Absicht seiner ökonomischen Theorie darin, die Erscheinungen auf der „Oberfläche“ in ihrem Zusammenhang zu erklären. Marx wie die Vulgärökonomie sahen einhellig, dass die Geldform des Profits *für den einzelnen Kapitalisten* sich nicht nach dem von ihm erzeugten Mehrwert richtet, sondern nach der Größe des von ihm vorgeschossenen Kapitals. Die „Vulgärökonomie“ bleibt nun bei dieser Beobachtung stehen,<sup>57</sup> während Marx für dieses Phänomen eine Erklärung anbietet:

Der Grund für diesen Ausgleich ist die Konkurrenz zwischen den Industrien.<sup>58</sup> Dies ist kein Gegensatz zu der in Band 1 *abstrakt* eingeführten Arbeits-

55 Zur Debatte um das „Transformationsproblem“ vgl. Eberle 1973 und Nutzinger 1974 (hier zentrale Texte wie Böhm-Bawerk 1896 und Bortkiewicz 1906) und King 1990 II (zentrale englische Texte), sowie Sweezy 1942, 134-158; Kühne 1972, 154-169; Meek 1973, 193-212; Hardach 1975, 47-51; Shaikh 1977, 1981, 1984 und 1998, Zinn 1986, 76-86; Mandel 1991, 212-222; Howard 1992, 227-310; Hunt 1993, 163-168.

56 Der preussische Statistiker von Bortkiewicz (1906) bemängelte, dass die Transformation nur von Werten in Preise, nicht aber umgekehrt von den Preisen in Werte eingegangen sei, wodurch die Marx'schen Tabellen (MEW 25, 166) unvollständig seien. Dieses Problem hat verschiedene Bearbeitungen gefunden (cf. Fn. 69; vgl. zu Samuelson besonders Mattick 1974, 279 ff., insgesamt besonders Shaikh 1981 und 1984).

57 „Es ist klar, dass der Durchschnittsprofit nichts sein kann als die Gesamtmasse des Mehrwerts, verteilt auf die Kapitalmassen in jeder Produktionssphäre nach Verhältnis ihrer Größen“ (MEW 25, 183). Die Vulgärökonomie nannte den vom Einzelkapitalisten beobachteten Profit auf sein vorgestrecktes Kapital „Kapitalzins“, ohne sagen zu können, woher er kam. Die Aussage, der „Kapitalzins“ sei ein Lohn für das Warten oder für den mit dem Sparen einhergehenden „Konsumverzicht“, ist keine Erklärung, sondern ein Legitimierungsversuch. Auf ihre logische Form gebracht, sagt sie: es verhält sich, wie es sich verhält, und das ist gut so.

58 „Das Kapital entzieht sich aber einer Sphäre mit niedriger Profitrate und wirft sich auf die andre, die höheren Profit abwirft. Durch diese beständige Aus- und Ein-

wertlehre (MEW 23, 52 ff.), wenn die Eigenheiten des Marx'schen Paradigmas berücksichtigt werden. Es ist die eigentlich tautologische, aber im Vergleich zur Neoklassik grundstürzende Einsicht, dass nur die Produktion produktiv ist, dass also der Mehrwert, bevor er verteilt werden kann, zunächst einmal vorhanden sein muss: „Werden die Waren nicht zu ihren Werten verkauft, so bleibt die Summe der umgesetzten Werte unverändert; was auf der einen Seite plus, ist auf der andern minus“ (MEW 24, 131).<sup>59</sup>

Da der Tausch ein Akt der Verteilung und nicht der Wertschöpfung ist – das ist bei Lichte besehen kaum anders denkbar –, ist es nur konsequent, wenn Marx daraus die Gleichheit der *Summen* von Wert und Preis bzw. Mehrwert und Profit folgert. Demnach „ist in der Gesellschaft [...] – die Totalität aller Produktionszweige betrachtet – die Summe der Produktionspreise der produzierten Waren gleich der Summe ihrer Werte“ (MEW 25, 169; vgl. 176, 183). Die in Band 1 abstrakt vorgestellten Gesetze gelten im Maßstab der „*Totalität*“. Sie sind keine Beschreibungen; sondern die spezifische Form eines Gesetzes:

„Es ist überhaupt bei der ganzen kapitalistischen Produktion immer nur in einer sehr verwickelten und annähernden Weise, als nie festzustellender Durchschnitt ewiger Schwankungen, dass sich das allgemeine Gesetz als die beherrschende Tendenz durchsetzt“ (MEW 25, 171; vgl. MEW 23, 117).

Das Wertgesetz gilt auch hier – oder besser gesagt: *nur* hier und *nur* so:

„In welcher Weise immer die Preise der verschiedenen Waren zuerst gegeneinander festgesetzt oder geregelt sein mögen, das Wertgesetz beherrscht ihre Bewegung. Wo die zu ihrer Produktion erheischte Arbeitszeit fällt, fallen die Preise; wo sie steigt, steigen die Preise, bei sonst gleichbleibenden Umständen. [...] Die Annahme, dass die Waren der verschiedenen Produktionssphären sich zu ihren Werten verkaufen, bedeutet natürlich nur [...], dass ihr Wert der Gravitationspunkt ist, um den ihre Preise sich drehn und zu dem ihre beständigen Hebungen und Senkungen sich ausgleichen“ (MEW 25, 186 f.).

---

wandlung, mit einem Wort, durch seine Verteilung zwischen den verschiedenen Sphären, je nachdem dort die Profitrate sinkt, hier steigt, bewirkt es solches Verhältnis der Zufuhr zur Nachfrage, dass der Durchschnittsprofit in den verschiedenen Produktions-sphären derselbe wird und daher die Werte sich in Produktionspreise verwandeln“ (MEW 25, 206; cf. Mandel 1991, 209).

- 59 The „same mass of commodities (and hence the same amount of value) exists after the sale as before. Different price relations will therefore give rise to different distributions of the total commodity-product, and of the total sum of values, but they cannot by themselves change these totals“ (Shaikh 1977, 115). Klar ist, „dass, wenn eine Ware über oder unter ihrem Wert verkauft wird, nur eine andre Verteilung des Mehrwerts stattfindet, und dass diese verschiedene Verteilung, das veränderte Verhältnis, worin verschiedene Personen sich in den Mehrwert teilen, weder an der Größe noch an der Natur des Mehrwerts irgend etwas ändert“ (MEW 25, 53); „dass, was in der einen Ware zuviel, in der andern zuwenig für Mehrwert eingeht, und dass daher auch die Abweichungen vom Wert, die in den Produktionspreisen der Waren stecken, sich gegeneinander aufheben“ (171).

Die akademische Marxkritik missversteht diesen Gesetzescharakter. Sie legt sich auf die Wahrnehmung dieses Phänomens bei den Einzelkapitalisten (die „Teilnehmerperspektive“) als Explanans fest. Die Perspektiven der Individuen addieren sich für Marx jedoch nicht bruchlos zu der der Gesellschaft auf, da diese ein Gegenstand *sui generis* ist. Die Arbeitswertlehre ist aus einer *gesellschaftlichen* Perspektive her formuliert, nicht aus der des Einzelnen (MEW 23, 98; cf. Brentel 1989; 2.1.5). Zur Erlangung der gesellschaftlichen Perspektive bedarf es allererst der Wissenschaft – und diese ist durchaus kein „view from nowhere“ (MEW 25, 825; MEW 31, 312). Die Marx'sche Theorie thematisiert explizit die perspektivische Täuschung, die „Nichtidentität“ zwischen Teil und Ganzem – traditionell, aber leicht missverstehbar wurde das „Dialektik“ genannt:

„Der wirkliche Größenunterschied zwischen Profit und Mehrwert – nicht nur zwischen Profitrate und Mehrwertsrate – in den besondern Produktionssphären versteckt nun völlig die wahre Natur und den Ursprung des Profits, nicht nur für den Kapitalisten, der hier ein besonderes Interesse hat, sich zu täuschen, sondern auch für den Arbeiter [und die Ökonomen, CH]. Mit der Verwandlung der Werte in Produktionspreise wird die Grundlage der Wertbestimmung selbst dem Auge entrückt“ (MEW 25, 177 f.).

Die akademische Marxkritik wird geführt aus dem Blickwinkel des Einzelnen gegenüber einer gesellschaftlichen Perspektive, die ihm unverständlich bleibt.<sup>60</sup> Der einzelne Kapitalist sieht nur die scheinbar *von außen* kommende Größe des Durchschnittsprofits, die in etwa, und sofern alles gut geht, proportional auf sein vorgestrecktes Kapital kommt. Die „Vulgärökonomie“ folgt ihm darin.<sup>61</sup>

Bewegungen der Größe dieses Durchschnittsprofits selbst, *seine* Faktoren und Auswirkungen seiner Schwankungen wie die Wirtschaftszyklen oder Krisen bleiben außerhalb der Reichweite eines solchen Ansatzes. Die neoklassische Marxkritik reduziert sich auf den Vorwurf, dass Marx kein Neoklassiker war.

60 Gemeint ist nicht eine Kritik des Einzelnen an „der Gesellschaft“ wie bei der Gesellschaftskritik der 1960er Jahre (Helms 1969), sondern eine Kritik an Aussagen, die aus einer anderen als der individualistischen Perspektive heraus gewonnen werden. Das neoklassische Paradigma und seine Folgewissenschaften arbeiten mit aggregierten, d.h. homogenisiert aufaddierten Einzelperspektiven (zum „social choice“ 3.2.1).

61 „Wenn bei der bloßen Verwandlung von Mehrwert in Profit der Wertteil der Waren, der den Profit bildet, dem andren Wertteil gegenübertritt als dem Kostpreis der Ware, so dass hier schon der Begriff des Werts dem Kapitalisten abhanden kommt, weil er nicht die Gesamtarbeit vor sich hat, die die Produktion der Ware kostet, sondern nur den Teil der Gesamtarbeit, den er in der Form von Produktionsmitteln, lebendigen oder toten, bezahlt hat, und ihm so der Profit als etwas außerhalb des immanenten Werts der Ware Stehendes erscheint – so wird jetzt diese Vorstellung vollständig bestätigt, befestigt, verknöchert, indem der zum Kostpreis zugeschlagene Profit in der Tat, wenn man die besondere Produktionssphäre betrachtet, nicht durch die Grenzen der in ihr selbst vorgehenden Wertbildung bestimmt, sondern ganz äußerlich dagegen festgesetzt ist“ (MEW 25, 178).



Dabei *hat* Marx die guten Seiten der Neoklassik durchaus inkorporiert.<sup>62</sup> Das Streben nach „Totalität“ und die Berücksichtigung der „Dialektik“ der Perspektiven ist nun nicht als Anzeichen einer Abhängigkeit von Hegel zu verstehen (2.5.7), sondern als ein Wink, wie der Zusammenhang der verschiedenen Kategorien zu verstehen sei: Trotz ihrer „Nichtidentität“ sind sie aufeinander bezogen, sie sind nicht ohne einander zu verstehen. Dies gilt für Begriffspaare wie Ware und Geld, Produktion und Tausch, Gesetz und Erscheinung, Normalität und Krise gleichermaßen. Gegenüber der akademischen Nationalökonomie, welche verschiedene Phänomene isoliert betrachtet, zeigt diese Hegelnähe den Unterschied an.<sup>63</sup> Die wenig mysteriöse Dialektik von Marx besteht nur darin, dass Zusammenhänge aufgespürt und, falls sich welche finden lassen, entsprechend *dargestellt* werden. Die Angemessenheit dieser „dialektischen Methode“ lässt sich nicht anhand der Überzeugungskraft des begrifflichen Instrumentariums (der „Kategorien“ und ihrer „Ableitungen“), sondern nur anhand der explanativen Kraft der Ergebnisse beurteilen.<sup>64</sup> Doch da die akademische Marxkritik sich nicht auf die Ergebnisse, sondern auf die *Voraussetzungen* der Marx'schen Ökonomie konzentrierte, ist theorieimmanent kaum einzusehen, warum sie hätte erfolgreich sein sollen.<sup>65</sup> Im Gegenteil hat die akademische Ökonomie, soweit sie sich vom starren Modelldenken ihrer neoklassischen Väter befreien konnte, Marx eine Menge zu verdanken: die moderne Wachstums-, und Konjunkturtheorie wäre ohne Marx kaum denkbar gewesen, und Phänomene wie Arbeitslosigkeit, Absatz- oder Finanzkrisen stünden noch immer außerhalb des Modells.

### 2.3.3 Übernahme der Neoklassik durch Marxisten

Um die Durchschlagskraft der argumentativ eher dünnen neoklassischen Marxkritik in der weiteren Entwicklung der Ökonomie zu verstehen, muss nicht gleich wie im Leninismus der „ideologische Klassenkampf“ bemüht werden. Es gibt näherliegende Gründe. Zunächst ist da der fragmentarische Charakter der Marx'schen ökonomischen Theorie: Sie liegt nur in ihren Grundzügen vor; von den Plänen, die Marx einst hatte, konnte er nur die wenigsten druckreif ausführen. Marx glaubte zwar, dass Spätere auf seinen Fundamenten leicht würden weiterarbeiten können,<sup>66</sup> doch hat die akademische Ökonomie Marx weitgehend ig-

62 Nur gab er sich damit nicht zufrieden. So ist der „Gebrauchswert“ dem Konzept des „Nutzens“ vergleichbar. Jedoch ließ sich für Marx darauf keine ökonomische Theorie gründen; besonders keine des modernen Kapitalismus, dem es nicht um die Befriedigung von Bedürfnissen durch Gebrauchswerte, sondern um die Aneignung von Profit geht (anders Schulze 2003).

63 Erklären kann sie ihn nicht; denn Hegel war kein Ökonom (anders Lukacs 1938).

64 Die Voraussetzungen werden im Laufe der Darstellung als Resultate deutlich (MEW 23, 198; MEW 25, 827, 879; MEW 42, 397; Bubner 1972, 84).

65 Zur akademischen Marxkritik Thier 1955, Mohl 1967, Kühne 1972, 1974, Bress 1975. Unveränderte Kritiken äußern Burchardt 1997, Warnke 1998, Nutzinger 1998.

66 Marx glauben, „die Entwicklung des Folgenden [...] würde auch von andern auf

noriert, und auch die marxistische Ökonomie, die ohnehin nur in akademischen Nischen gepflegt wird, hat nur spärliche Fortschritte gemacht (Howard 1989, 1992). Die kurze Unterbrechung nach 1968, als die marxistische Ökonomie eine Zeitlang zur Theoriemode wurde, war nicht beständig genug, um zu dauerhaften Ergebnissen zu kommen.<sup>67</sup> Auch kam die Einmischung politischer Organe der Kommunisten sowie die uneindeutige Haltung der Westmarxisten gegenüber dem sozialistischen Ostblock erschwerend hinzu. Bekannten Marxisten Sympathien zum Ostblock, schienen sich ihre ökonomischen Theorien, angesichts der maroden Situation dort, von selbst zu erledigen.<sup>68</sup>

All dies hat es erleichtert, dass die akademische Marxkritik eher an den Voraussetzungen als an den Ergebnissen der marxistischen Ökonomie ansetzte. Allerdings sind dies eher äußerliche Gründe. Eine philosophische Analyse ist dagegen gehalten, theorieinterne Gründe aufzuspüren. Die wichtigsten Beiträge zur marxistischen Ökonomie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stammen von angelsächsischen Autoren. Ihrer Bedeutung verlief die Missachtung durch deutsche Autoren umgekehrt proportional.<sup>69</sup> Die Marxrezeption war hier vor allem durch die Ausbildung in dem hegemoniell neoklassischen Umfeld geprägt.

Die Auseinandersetzung um den „Wert“ hatte in der Neoklassik eher illustrativen Charakter: sie begründete nicht die Ablehnung der Marx'schen Ökonomie, sondern gab dieser anhand eines sensiblen Reizthemas offen *Ausdruck*. Die Marxkritik konnte in der Transformation keine Fehler nachweisen.<sup>70</sup>

---

Grundlage des Gelieferten leicht auszuführen sein“ (MEW 30, 639). Zu den ursprünglichen Aufbauplänen des Kapitals vgl. Rosdolsky 1969, Mandel 1971, Schwarz 1978, Rojas 1989, Heinrich 2001, 179-195 sowie Shaikh 1988.

67 Im Einstieg zu solchen Texten findet sich meist ein Bescheidenheitsritus: man stehe noch ganz am Anfang und die vorliegende Schrift wolle nur einen Beitrag zur Grundlegung der bevorstehenden Ausarbeitung leisten (oder ähnlich).

68 Marx' Theorie ist „erklärtermaßen antikapitalistisch und will den Kapitalismus, indem sie ihn zu verstehen trachtet, bekämpfen und überwinden. Darauf ist es wahrscheinlich zurückzuführen, dass die nichtsozialistische ökonomische Theorie seit Marx und insbesondere die neoklassischen Schulen [...] so wenig von Marx gelernt haben“ (C.C.v. Weizsäcker 1962, 78 f.; siehe Kühne 1972 und 1974, Zinn 1987).

69 „Die Lehre vom Marx wurde im deutschsprachigen Raum äußerst negativ rezipiert“ (Blum 2000, 65). Erst in den 1970er Jahren wurden wichtige Werke übersetzt und breiter rezipiert. Auch wo angelsächsische Literatur rezipiert wurde (etwa im Umfeld der *Prokla*), verlief die Rezeption oft etwas vorschnell und daher unkritisch. Noch der Versuch von Bensch 1995, beide Traditionen zusammenzuführen, zeigt die Spur der Rezeptionsbarrieren: Er zitiert wahllos angelsächsische Autoren, um unhinterfragte deutsche Theoreme zu unterfüttern.

70 So jedoch Sweezy 1942, 140; Heinrich 2001, 270. Der Fehler bestand darin, dass Marx in seiner Transformationstabelle (MEW 25, 166) nur die Outputs von Werten in Preise umrechnete, nicht aber die Inputs. Diese Rückkopplung ist mathematisch allerdings kein Problem (siehe die „iterative Methode“ von Shaikh 1977), er ändert an der Sachaussage nichts. Das Problem liegt nicht auf mathematischer, sondern auf begrifflicher Ebene. Theoretisch handelt es sich bei den Inputdaten um Preise des Vorjahrs. Diese sind bereits Durchschnittsdaten und stehen im Laufe der Produktion fest (Mandel 1991, 123). Der relevante Unterschied zwischen Wert und Preis ist nicht de-

Sie zeigte nur, dass die Wertrechnung in der Preistheorie, der Hauptfragestellung der Neoklassik, einen „Umweg“ darstellte (Joan Robinson), deren Notwendigkeit innerhalb dieses Paradigmas nicht einleuchtete.<sup>71</sup> Die Hegemonie eines Paradigmas dominiert also auch über die Fragestellungen. Dass mit dem Erweis der Unnötigkeit der Werttheorie für die Ermittlung von Marktpreisen über die Werttheorie selbst noch gar nichts ausgesagt war, ging unter.

Spätestens die Wissenschaftstheorien von Kuhn (1962) und Foucault (1969) haben vor Augen geführt, wie persistent und immun herrschende Paradigmen oder Diskurse sein können; und zwar bis hinunter in das Verständnis der *Grundbegriffe*. Es erscheint aus dieser Perspektive als möglich, dass neoklassische Grundannahmen auch dann implizit vertreten werden, wenn ein Autor sich selbst nicht als Neoklassiker versteht – einfach deswegen, weil die von Jugend an aufgenommene, für selbstverständlich und neutral gehaltene Begrifflichkeit bereits hochgradig theoriegeladen ist. In Frage stehen solche Phänomene, nicht ein überzeugtes „Überlaufen“ von Marxisten zu einer anderen Basistheorie.<sup>72</sup> Solch *unerkannte* Übernahmen zumeist neoklassischer Grundannahmen sind wirkungsgeschichtlich von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Die neoklassische Kritik an Marx' Werttheorie muss für einige marxistische Autoren so überzeugend gewesen sein, dass sie bewusst auf die Arbeitswertlehre verzichteten – prominente und frühe Beispiele sind die Ökonomen Emil Lederer und Oskar Lange.<sup>73</sup> Da ohne Arbeitswerttheorie *kein* Marx'sches Thema mehr begründbar ist, mussten von diesen Autoren in immer neuen Ansätzen andere theoretische Grundlagen unter-schoben werden; so im Falle des analytischen Marxismus, der sich mit den Methoden des rational choice um eine alternative Theorie der Ausbeutung bemühte,<sup>74</sup> oder in den „Rekonstruktionen“ der Marx'schen Geldtheorie aus dem Arse-

---

ren jeweiliges Zahlenverhältnis, sondern das stärkere Schanken der Preise. Durchschnittspreise des Vorjahres werden sowohl praktisch (vom Unternehmer) wie auch theoretisch (im Beispiel von Marx) als feststehend betrachtet; das „Transformationsproblem“ stellt sich bei den Inputs weniger dringend (MEW 25, 174; zur Inderdependenz von Werten und Preisen Hunt 1994, 168 ff.). Nach Shaikh 1981 treten bei den Marxkritikern mathematische Modellrechnungen oft an die Stelle der theoretischen Fragen (zu Samuelson Kühne 1974, 477 f.; zu Böhm-Bawerk Kühne 1972, 84 ff).

71 In dieser Kritik kulminieren die klassischen Arbeiten von Böhm-Bawerk 1896, Bortkiewicz 1906, Robinson 1942 und Steedman 1977 (vgl. Eberle 1973, Nutzinger 1974, Burchardt 1997). Zur Kritik speziell an Robinson vgl. Rosdolsky 1969, 626-652; zu Steedman und den Neoricardianern besonders Shaikh 1984.

72 Dieses Phänomen gibt es auch – neben Liebknecht 1922 denke man an einstmals marxistische Lehrstuhlinhaber.

73 Vgl. Lederer 1931a, Lange 1935, 1963, Robinson 1942, Steedman 1977. Sie waren keine Marxisten, rechneten sich aber dem linken Spektrum zu. Auch die „monetäre Werttheorie“ verabschiedet die Arbeitswertlehre – vage „monetaristische“ Reformulierungen werden mit dem Verweis legitimiert, jede „prämonetäre“ Werttheorie, auch die Marx'sche, sei „substantialistisch“ (Heinrich 2001, 279, cf. Fn. 35; auch 2.3.5).

74 So gab es Versuche, die Marx'sche „Ausbeutung“ (welche den Anteil der Mehrarbeit an der Gesamtarbeit bezeichnet – nach der Notation in 2.1.5:  $L - v = s$ ,  $s/v =$  Ausbeutungsrate) ohne Wertbegriffe zu „rekonstruieren“, so bei Samuelson 1971, Hodgson

nal des deutschen Spätidealismus (Georg Simmel, Alfred Ammon und Bruno Liebrucks, cf. 2.3.5). Diese Verwehungen in der theoretischen Landschaft haben mit politischer Ökonomie nur noch entfernt zu tun.<sup>75</sup>

Deutlich wird der Einfluss der Neoklassik bei der Behandlung der Profitrate seitens marxistischer Ökonomen. Zwar hatte Marx damit keine „Zusammenbruchstheorie“ verknüpft, doch hatte er ihm in seiner Theorie eine deutliche Prominenz zuerkannt: es sei „das wichtigste Gesetz der politischen Ökonomie“ (MEW 42, 641), um das „sich die ganze politische Ökonomie seit Adam Smith“ gedreht habe (MEW 25, 223; cf. 2.1.6). Nun macht es in einer Theoriefamilie, die die Kategorie des „Profites“ gar nicht kennt, kaum Sinn, von einem „tendenziellen Fall der Profitrate“ zu reden – zumal wenn die Faktoren, aus denen diese Tendenz hervorgeht, in Wertausdrücken bezeichnet werden.<sup>76</sup> Doch wenn *Marxisten* ihn fallen lassen, bedarf dies einer Erklärung. Hier ist nicht erneut dieses Gesetz, sondern nur seine Behandlung bei den Marxisten zu diskutieren, um darin den Einfluss der Neoklassik auch auf den Marxismus freizulegen.

Schon Bernstein und Kautsky stritten über diesen Punkt. Bernstein ignorierte es; Kautsky versuchte es zu behaupten, indem er darauf verwies, dass die *Profitmasse* ungehindert wachsen könne, solange nur die Akkumulation schneller wachse, als die Profitrate falle. Mit der impliziten Annahme, dass dies tatsächlich jederzeit der Fall sei, kappte Kautsky jedoch die Verbindung vom Fall der Profitrate zur Krisentheorie, welche sich nun *andere* Grundlegungen suchen musste; etwa die „Überproduktion“, die Disproportionalität oder die Unterkonsumtion.

Fortan war dieses Gesetz nur ein untergeordnetes Beiwerk, welches man behaupten konnte oder auch nicht.<sup>77</sup> Bernstein und Kautsky hatten allerdings gemeinsam, dass sie die Ebene der „abstrakten Theorie“ mit den realen Erscheinungen kurzschlossen: Bernstein deutete einige Beobachtungen als Widerlegung

---

1980, Cohen 1981, Roemer 1981 und 1982, Parijs 1995 oder Heinrich 2001, 275 (dazu kritisch Hunt 1986; Steinvorth 1999, 175 f.). Es kommt zu solchen Assoziationen wie der, dass die Arbeiter die Kapitalisten „ausbeuten“, wenn die Löhne „zu hoch“ seien (ein „wage-squeeze“, s.u., Fn. 81).

75 Backhaus 1997, 11 geht es um *philosophische* Marxdeutungen. Seine Rekonstruktionsversuche stützen die klassischen Soziologen und damit die Neoklassik (2002, 117; Reichelt 2002, 150; 2.4.4). Solche Spekulationen bewegen sich „in den ihnen von Kant und Marx versagten, von Hegel eröffneten Räumen“ (Liebrucks 1966).

76 Zwar kennt auch die Neoklassik einen „Gewinn“, doch wird über ihn nur tautologisch ausgesagt, dass er der Rest ist, der sich ergibt, wenn der Unternehmer seine Kosten von seinem Umsatz abzieht. Wo er herkommt, was ihn von anderen „Einkommen“ (Lohn, Rente und Zins) unterscheidet, erfährt man nicht. Keynes' fallende „Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals“ (1936, 135) entspricht Marx' fallender Profitrate, ist aber inhaltlich eine black box. nach Schumpeter 1911 gibt es gar keinen Profit – der Unternehmer macht nur dann einen „Gewinn“, wenn er außerplanmäßig eine technische Innovation einführt (ähnlich Kalecki 1954).

77 Erst Grossmann 1929 legte wieder einen Schwerpunkt auf dieses Gesetz, doch erlangte sein Buch nur wenig Beachtung. Mit Ausnahme von Paul Mattick, der lange mit Grossmann korrespondierte, und Walter Benjamin, der sich von ihm in Ökonomie unterweisen ließ, hatte Grossmann kaum Einfluss auf den Marxismus.

des allgemeinen Gesetzes, Kautsky interpretierte das Gesetz deterministisch und musste nun Erscheinungen, die dem nicht unmittelbar gerecht wurden, *rhetorisch* glätten (siehe 2.1.2 und 2.1.4).<sup>78</sup>

Auch angelsächsische Marxisten haben dieses Gesetz als Beschreibung empirischer Zustände gedeutet: Maurice Dobb etwa meinte, es habe zwar im „goldenen Zeitalter des Konkurrenzkapitalismus“ (1937, 123) noch nicht gegolten, gelte aber im gegenwärtigen Zeitalter des Monopolkapitalismus.<sup>79</sup> Sein Schüler Joseph Gillman (1958) war der umgekehrten Ansicht, dass es zwar zu Marxens' Zeiten gegolten habe, aber „heute nicht mehr“ gelte.<sup>80</sup> Eine bemerkenswerte binnenmarxistische Inkonsistenz. Gillman meint, von einer steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals und damit mit einer tendenziell fallenden Profitrate könne in den USA seit 1919 keine Rede mehr sein; Dobb meint, *wenn* es wie heute eine steigende organische Zusammensetzung gebe, dann liege das an zu hohen Löhnen, die die Unternehmer erst zu arbeitssparenden Maßnahmen zwingen. Diese „Profit-Squeeze“-Interpretation war eine der fortan dominanten (2.1.6, Fn. 136). Ihre Voraussetzungen zeigen sich in den Resultaten erneut.

Zunächst macht das für die Neoklassik charakteristische Absehen von den Bewegungen der Profitrate die Löhne zum allein ausschlaggebenden Faktor. So bestimmt nur noch der „Lohnanteil“ die Größe des „profit share“. Schon die Beobachtung, dass Löhne und Profite auch *gemeinsam* steigen oder sinken können, zeigt recht deutlich, dass diese Bewegungen eine gemeinsame Ursache haben. Eine solche wird allerdings im „Profit-Squeeze“-Ansatz nicht betrachtet; es ist eine rein zirkulationistische Theorie (Wright 1977, 216 f.). Der neoklassische Einfluss zeigt sich deutlich: von Zusammenbruchsphantasien abgesehen kann die politische Konsequenz nur sein, die Löhne möglichst niedrig zu halten. Das aber ist ein unmittelbar prokapitalistischer Standpunkt, was zumindest für Marxisten jener Zeit doch etwas ungewöhnlich ist.<sup>81</sup>

78 „In Bernstein's hands, the variations possible within a law are transformed into a law of unlimited variation: hence his ultimate version of capitalism without limits. In Kautsky's hands, the law which emerges out of variations is transformed into a law which brooks no variation: hence his notion of the inevitable and imminent collapse of capitalism. In the end, both forms are driven by the same objective contradiction“ (Shaikh 1988, Ch. 3, 20), nämlich der fehlenden Vermittlung von allgemeinem Gesetz und Erscheinung (Shaikh a.a.O., 23 f.).

79 Die organische Zusammensetzung steige nach Dobb erst mit dem Beginn des Monopolkapitalismus (hierzu kritisch Shaikh 1978a).

80 „Marx was right for the period of competitive capitalism, but wrong for the period of monopoly capitalism“ (Gillman 1958, VII). Als Grund werden steigende „capital-saving investments“ angegeben (cf. Rolshausen 1970).

81 Klassische Vertreter nach Dobb 1937 waren Glyn 1972, Himmelweit 1974, Boddy 1975, Bowles 1983, sowie die Kommentare zu Shaikh 1978b, etwa bei Armstrong/Glyn und Steedman (in: Cambridge Journal of Economics, 1980/4, vgl. bereits Fn. 136 in 2.1.6). In Deutschland vertraten sie Habermas 1960, 225, Holländer 1974, Stammatis 1977. Heinrich meint, die Profitrate falle nur, falls „die Reallohnsteigerungen sehr hoch ausfallen“ (2001, 340, auch 274).

Eine weitere Voraussetzung für diesen Standpunkt ist die Annahme eines „Harrod-neutralen“ technischen Fortschritts.<sup>82</sup> Ob es diesen gibt, ist eine Frage, deren Beantwortung abhängig von empirischen Daten ist, und diese sind wiederum abhängig von ihrer konzeptionellen *Erfassung*. Den Zahlen steht ihre ökonomische Bedeutung keineswegs an der Stirn geschrieben. Wird nicht beachtet, dass sich aufgrund der verschiedenen Theorien bereits die neoklassischen und Marx'schen Begriffe unterscheiden, kommen auch Marxisten leicht in neoklassisches Fahrwasser (Gumbel 1928). Die Profit-Squeeze-Theoretiker etwa haben als Beleg für ihre These, eine Krise werde durch eine „zu niedrige“ Ausbeutungsrate ( $m/v$ ) *ausgelöst*, diese Rate direkt mit dem Verhältnis von beobachtbaren Gewinnen zu Löhnen gleichgesetzt ( $p'/w$ ). Hierfür benutzen sie konventionelle Statistiken, die nach den neoklassischen Theorien erstellt wurden. Allerdings geben die offiziellen Zahlen eben nicht den Marx'schen „Mehrwert“ an, sondern den Gewinn des einzelnen Unternehmers, der nach den vielen Abzügen übrig bleibt ( $p'$ ). Sie nehmen irrtümlich die in Geld ausgedrückte Quote von Geschäftsgewinn („net corporate income“) zum Lohn ( $p'/w$ ) als direkten Ausdruck der Arbeitswertquote Mehrwert („gross profit on sales“) zum variablen Kapital ( $m/v$ ).<sup>83</sup> Damit erscheint die Ausbeutungsrate viel kleiner als sie ist, und der Lohnanteil folglich viel größer – alles nur durch eine falsche Übersetzung der Kategorie „Mehrwert“ in die Empirie.<sup>84</sup>

Eine ähnliche Nachlässigkeit findet sich in der Nichtunterscheidung von Kapitalbestand („stock“) und Kapitalfluss („flow“): natürlich erscheint die Profitrate viel größer, wenn man bei ihrer Berechnung das konstante Kapital, das für Marx den Hauptausschlag für die fallende Profitrate gab, schlicht weglässt.<sup>85</sup> Doch es

82 Nach Harrod 1948 sind die technischen Neuerungen zugleich arbeits- und kapitalsparend (Rose 1991, 154 ff.), so dass der technische Fortschritt keinen Trend in der Verteilung des Einkommens mit sich bringt (oder, was dasselbe bedeutet, in der organischen Zusammensetzung und in der Kapital-Output-Rate). Dies ist Marx' These von der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals entgegengesetzt.

83 Zu den Bezeichnungen Shaikh 1978, 238 f. Für ihn besteht der Fehler dieser Marxisten in „identifying the observed profit/wage-ratio with the rate of exploitation“ (237).

84 Wenn es also ein „Transformationsproblem“ gibt, dann liegt es in der Benutzung konventioneller Statistiken für eine „marxistische“ Analyse. Erneut werden Kategorien, die aus der Perspektive des Einzelkapitalisten stammen (der erzielte „Gewinn“), bruchlos auf die gesellschaftliche Ebene hochgerechnet (der erzeugte „Mehrwert“). Bei Marx werden aus dem Mehrwert noch die unproduktiven Industrien (Dienstleistungen wie Handel, Banken und Verkehr) und sonstige Abgaben (Steuern, Versicherungen etc.) bezahlt. Zudem werden Re-Investitionen davon abgesetzt. Daher ist der Mehrwert deutlich größer als der Reingewinn.

85 Okishio 1961 berücksichtigt nicht das fixe Kapital, sondern nur die laufenden Kosten (sein Schüler Nakatani 1980, 65 meint: „he abstracts from fixed capital“). Er zitiert einen japanischen Artikel von Okishio, der mit den Worten beginnt: „if we abstract from fixed capital“). Nach Shaikh 1978a, 50 misst er damit nicht die Profitrate, sondern einen „profit-margin on cost-price“ (cf. MEW 25, 237 f.). Dieser ist natürlich immer höher als bei der alten Technik, weil die neue sonst nicht eingeführt würde. Okishio schließt daraus, dass daher auch die Profitrate nicht fallen könne. Okishio

ist nicht nur die Erfassung der Zahlen, sondern auch ihre Auswertung, in welcher bereits neoklassische Theoreme versteckt sind. Eine als marxistisch geltende Erklärung dafür, dass die Profitrate nicht fallen *könne*, war die Debatte um die Auswirkungen der technischen Neuerungen im Anschluss an Okishio (1961; cf. 2.1.6, Fn. 138). Dieser ging davon aus, dass die Kapitalisten nur *die* technischen Neuerungen einführen würden, die ihre eigene Profitrate heben würden – das sog. „Optimalitätskriterium“. Wird diese Motivation unterstellt und auf das gesellschaftliche „Aggregat“ umgelegt, so ergibt sich, dass eine neue Technologie die Profitrate nur heben kann. Fällt diese dennoch, können nur entweder zu hohe Löhne daran schuld sein (daher die Nähe zur „Profit-Squeeze“-Theorie) oder das Ausland, welches die Preise verdürbe (so Brenner 1998).

Die Plausibilität dieses Modells hängt allerdings an Vorannahmen, welche innerhalb des Marx'schen Paradigmas keinen Sinn ergeben. Allen voran ist dies die passive Rolle der Unternehmen als „Preisnehmer“ in der neoklassischen „vollständigen Konkurrenz“ (perfect competition).<sup>86</sup> Die Harmonisierung des Wettbewerbs in dieser Vorstellung führt dazu, dass so entscheidende Neuerungen wie die Einführung der Dampfmaschine oder der industriellen Massenproduktion nicht mehr verstehbar („rational“) sind.

---

entgeht so der eigentliche Witz von Marx: eine neue Technik kann diese Marge steigern und zugleich die Rate sinken lassen. Aus der Formel  $m / c + v$  wird diesmal nicht  $m$ , sondern  $c$  falsch „transformiert“. In der konventionellen Ökonomie begegnet dies als das Konzept der „versunkenen Kosten“ (Blum 2000, 98, 143, 480): die Investition des ersten Jahres wirkt sich zwar auf die Profitrate, nicht aber auf die Marge des Folgejahres aus.

- <sup>86</sup> Sweezy 1966, 53; Sichel 1974, 158 und in Eatwell 1987 die Artikel „Monopolistic competition and general equilibrium“; „Perfectly and imperfectly competitive markets“. Die Formel „bei gegebenen Preisen“ („at given prices“) zeigt diese Annahme. Preise sind hier eine Funktion von Angebot und Nachfrage, auf die die Firmen keinen Einfluss haben. „Im Idealmodell der vollständigen Konkurrenz existieren viele kleine Anbieter mit jeweils unbedeutenden Marktanteilen und bieten auf einem homogenen und offenen Markt ein bestimmtes Gut an. Da jeder Anbieter nur sehr klein ist, hat er keine Möglichkeit, seine Konkurrenten vom Markt zu verdrängen. Jeder Anbieter wird deshalb den Marktpreis als gegeben annehmen und sich mit seiner Produktion gewinnmaximal anpassen (sogenannter Mengenanpasser). Der Wettbewerb zwischen den Anbietern besteht darin, dass jeder Anbieter versucht, das homogene Produkt mit den geringstmöglichen Kosten zu erstellen. Gewinne werden dadurch wegkonkurriert, dass alle am Markt existierenden Anbieter die gleichen Techniken anwenden werden“ (Weise 1991, 330). Dieses Modell ist nicht nur fragwürdig, sondern auch inkonsistent: „for any small firm to have no effect on the market when it acts, it must act alone. Thus the real secret of the story of perfect competition is that each firm is implicitly taken to believe that when it acts to change production, no other firm will do so. Unfortunately such a belief contradicts two other key assumptions of the neo-classical story, which is that firms are all alike, and that they have ‚perfect knowledge‘ of the consequences of their actions. If that were so, each individual firm would know that when it acts, so will all of it's brethren, so that the collective effect on the market would necessarily be non-negligible and their room in the market (their share of industry demand) would have to be taken into account“ (Shaikh 1999, 14).



Ein Beispiel kann den Unterschied der Vorstellungen von der Konkurrenz bei Marx und in der Neoklassik aufzeigen. Gegeben seien zwei Unternehmen A und B, die dasselbe Gut mit verschiedenen Technologien (in verschiedener organischer Zusammensetzung) herstellen. „Regulierend“ sei das „führende“ Unternehmen genannt, nach dem sich der Preis richtet (MEW 25, 654). Nehmen wir an, Unternehmen B sei das regulierende. Das würde heißen, dass jede neue Investition in diese Industrie zu technisch unveränderten Konditionen in der Konstellation von B erfolgen würde. In unserem Beispiel verkaufen sich die Waren also zu den Werten von B:

Beispiel I	Firma A	Firma B
Variables Kapital (v):	40	20
Konstantes Kapital (c):	20	50
Preis (pr) des Endprodukts, richtet sich nach B:	90	90 (m/v = 100% in B)
Realisierter Mehrwert (m) = Preis – (v+c):	30	20
Profitrate (p), m/(v+c):	50 %	28,6 %
p' (Durchschnitt)	39,3 %	

**Tabelle 8: Bildung einer Durchschnittsprofitrate**

Es gebe nun zwei neue Firmen C und D, die technische Neuerungen einführen, und zwar solche, die eine *höhere* organische Zusammensetzung (c/v) haben. Gehen wir weiter davon aus (noch ganz im Rahmen der Neoklassik), dass sich durch das vermehrte Angebot *automatisch* der Preis der Waren senkt, die Unternehmen sie also nur noch zum Preis von 80 verkaufen können (der Preis, den die Technologie von C vorgibt). Die Lage stellt sich nunmehr so dar:

II	A	B	C	D
v	40	20	10	10
c	20	50	60	70
pr	80	80	80	80
m	20	10	10	0
p	33,3 %	14,5 %	14,5 %	0 %
p' (Durchschnitt ohne D)			20,7 %	
p'' (Durchschnitt mit D)				15,6 %

**Tabelle 9: Effekt technologischen Wandels für die Durchschnittsprofitrate**

In der neoklassischen Lesart gibt es auf diese Prognose nur eine Antwort: Da Unternehmer gewinnmaximierende Wesen sind, die Firmen C und D mit ihrer neuen Technologie aber geringere Profite einfahren, wird diese neue Technologie *nicht* „gewählt“. Wird unterstellt, die Unternehmer wären – etwa durch Monopolisierung – derart geeint, dass sie auch die Durchschnittsprofitrate (p') in ihre Überlegungen einbezögen, so würde das diese Entscheidung nur noch bestärken.

Daher konnte bei etwaiger Stagnation umgekehrt auf eine Monopolisierung rückgeschlossen werden. Neue Technologien werden nach Okishio nur dann gewählt, wenn sie die Profitrate *erhöhen*. Dies könnte in unserem Beispiel etwa eine Firma E sein, die den Kostpreis ( $c+v$ ) senkt. Dabei ist es einerlei, in welcher organischen Zusammensetzung das geschieht; der Fortschritt soll ja „Harrod-neutral“ sein (Fn. 82). Sagen wir also, der Kostpreis betrage  $25c + 25v = 50$ , so haben wir *bei gegebenen Preisen* in E eine Profitrate von 37,5 %. Nur eine solche Technologie würde nach dem Optimalitätskriterium eingeführt. Damit aber *steigen* Profit- und Durchschnittsprofitrate.<sup>87</sup>

Von dieser neoklassischen Sicht der perfekten Konkurrenz unterscheidet sich die Marx'sche Konkurrenz gravierend (Park 2000, 2001). Nach dem Optimalitätskriterium wären die meisten technischen Neuerungen nicht zustande gekommen (Shaikh 1978a, 52). Sie bestanden darin, den Kostpreis der Ware dadurch zu senken, dass weitaus mehr in fixes Kapital investiert wurde, und zwar solches, dessen Leistungsfähigkeit besser war als das alte. Da diese neue Technologie arbeitssparend ist, holt es die höheren fixen Kosten durch die geringeren Lohnkosten wieder herein.<sup>88</sup> Der Vorteil einer höheren organischen Zusammensetzung zeigt sich erst, wenn man das harmonische neoklassische Bild von der perfekten Konkurrenz verlässt und sich den tatsächlichen Wettbewerb ansieht, der im wesentlichen durch *Preiskampf* geführt wird: die Firmen versuchen durch aktive und aggressive Preisunterbietungen, einander die Kunden abzugagen (MEW 23, 654; vgl. den Werbespruch: „Danke, liebe Konkurrenz, für eine Million neuer Kunden“). Dies ist nur möglich, weil durch die größere Kapitalintensität die Produktivität erhöht wird. Das heißt auch, dass *mehr* hergestellt werden kann. Der Kostpreis der gesamten Warenmenge verteilt sich nun auf eine verschiedene Anzahl an Waren, sagen wir bei A und B auf 10, bei C auf 15 und bei D (die Firma, die am meisten in neue Fertigungstechnologie investiert hat) auf 20.

Die Stückkosten betragen nun 6 Geldeinheiten (GE) bei A; 7 GE bei B; 4,7 GE bei C und 4 GE bei D. Dies erlaubt es der Firma D, einen aggressiven Preiskampf zu führen. Sie können den Preis weiter senken. Was ändert sich, wenn sie

87 Ein Beispiel für diese Sicht auch bei Marxisten: „Auf der von Marx gewählten Abstraktionsebene lässt sich demnach nicht nur kein tendenzieller Fall der Profitrate begründen, sondern ein tendenzielles Steigen“ (Heinrich 2001, 339 f.; cf. Himmelweit 1974, Steedman 1977, 1980, Nakatani 1980, Armstrong 1980). Für Shaikh 1980 ist schon die Unterstellung, ein ex-post-Phänomen wie die Durchschnittsprofitrate gehe in die Kalkulationen des Unternehmers ein, „conceptual baggage smuggled in with the conventional techniques of mathematical economics“ (78): „In the calm of a perfectly competitive equilibrium, each impotent little capital can count on directly obtaining exactly the same rate of profit as all others, so that this rate of profit is a fixed magnitude which enters directly into individual calculations“ (79).

88 „To put it in the language of microeconomics, capitalist production displays an inherent tendency towards lower average variable and average total costs, at the expense of higher average fixed costs“ (Shaikh 1992, 176).

ihre Waren zum Preis von 5 GE verkaufen? *Alle* Firmen müssen zu diesem Preis verkaufen, oder sie bleiben auf ihren Beständen sitzen:<sup>89</sup>

III	A	B	C	D
v	40	20	10	10
c	20	50	60	70
Y (Output, in Stück)	10	10	15	20
Stückpreis	5	5	5	5
m	(-10)	(-20)	5	20
p	(-16,7 %)	(-28,6 %)	7,1 %	25 %
p' (C und D)			= 16 %	

**Tabelle 10: Fallende Preise und Konkurrenzeffekte**

In der Marx'schen Konkurrenz, die der täglich beobachtbaren recht nahe kommt, werden die Firmen A und B mit der alten Technologie vom Markt getrieben, und selbst Firma C kommt nur mühsam über die Runden.<sup>90</sup> Zwar hat sich die Durchschnittsprofitrate deutlich gesenkt, doch das Unternehmen D hat dennoch allen Grund, zufrieden zu sein: nicht nur hat es einen beachtlichen Mehrwert eingefahren (20 m – soviel wie zuvor Firma A in I, welche deutlich über Wert verkaufte – die Ausbeutungsrate  $m/v$  war dort 150 %), sondern es hat auch einige seiner Konkurrenten aus dem Feld geschlagen. Es kann daher in der Folge seine Produktion ausdehnen; und dies erhöht erneut die angeeignete Mehrwertmasse. Nehmen wir nun an, dass Firma D neue Kredite aufnimmt, um seine Produktion zu verdoppeln. Um weiterhin Marktführer zu bleiben, senken sie den Marktpreis dabei auf 4,80 GE. Das macht Firma C zu schaffen. Die Firmen A und B allerdings sind, um dem Aus zu entkommen, fusioniert. Sie kommen mit einer nochmals verbesserten Produktionstechnologie auf den Markt, die *noch* mehr fixes Kapital erfordert. Da durch das Massenangebot von D schon eine „Sättigung“ einsetzt, und um gegen D überhaupt einen Platz auf dem Markt zu erhalten, senken A&B den Preis noch weiter, sagen wir auf 4,50 GE: Was geschieht? Firma A&B kann ihr Überleben sichern, allerdings nur durch die Trennung von 83,3 % des variablen Kapitals, also ihrer Beschäftigten. Unternehmen C wird endgültig vom Markt geschlagen, und die Durchschnittsprofitrate hat sich weiter gesenkt.

89 Von weiteren Komplikationen wie etwa einer fixen Nachfrage (die in der Theorie der Grundrente eine Rolle spielt, wo auch Firmen unter schlechteren Bedingungen marktfähig bleiben können) sei hier abstrahiert.

90 Liegt der Zins auf das aufgenommene Geld bei 5 %, bleiben dem Unternehmer als Reingewinn nur etwa 1,5 Werteinheiten als Jahresgewinn, aus dem noch andere Ausgaben zu tätigen sind (Kosten für die Verteilung der Waren, Werbung etc., und ein Abzug für die Akkumulation, da die Produktionstechnologie erneuert werden muss).

III	A&B	C	D
v	10	10	20
c	90	60	140
Y (Output)	25	15	40
Stückpreis	4,5	4,5	4,5
m	12,5	(-2,5)	20
p	12,5%	(-3,6 %)	12,5 %
p' (nur A&B + D)	= 12,5 %		

**Tabelle 11: Überakkumulation**

An D lässt sich ein „Punkt der absoluten Überakkumulation“ beobachten:

„wo also das gewachsene Kapital nur ebensoviel oder selbst weniger Mehrwertsmasse produziert als vor seinem Wachstum, so fände eine absolute Überproduktion von Kapital statt; d.h., das gewachsene Kapital  $C + \Delta C$  produzierte nicht mehr Profit, oder gar weniger Profit, als das Kapital C vor seiner Vermehrung durch  $\Delta C$ “ (MEW 25, 262).<sup>91</sup>

Die neue Investition von Firma D resultiert in einer gleichbleibenden Mehrwertsmasse – für den Kapitalisten *lohnt* sich eine solche Investition nicht mehr; er wird sie darum unterlassen. Das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate ermöglicht so auch eine Theorie der Krisen und des Wirtschaftszyklus. Sie alle resultieren aus der Marx’schen Fassung der Konkurrenz.<sup>92</sup>

91 „Es wäre eine absolute Überproduktion von Kapital vorhanden, sobald das zusätzliche Kapital für den Zweck der kapitalistischen Produktion = 0“ (MEW 25, 261).

92 Eine Phänomenologie solcher Krisen gibt Shaikh: A „secular fall in the rate of profit progressively undermines the incentive to invest [cf. Keynes, Fn. 76, CH] and thus slows down the rate of growth of the capital stock itself. [...] An initially accelerating mass of profit begins to decelerate until at some point it stagnates or even declines. And when total profits are stagnant, the capitalist class as a whole finds itself in the position of having invested in additional capital without getting any additional profit. This means that a portion of its capital stock is really redundant [Es wird sich auf Finanzspekulationen werfen, CH]. If the situation persists, as it would if it was the result of a long-term decline of the rate of profit, then investment is cut back, excess capacity becomes widespread, and workers are laid off in droves. This is an all too familiar picture“ (1987, 118; cf. 1992). Krisen der Real- und Geldwirtschaft hängen eng zusammen: „Inventories pile up and profits fall, often quite sharply. Firms increase their borrowings to tide them over the bad times, and this drives up interest rates – which only makes matters worse for firms, though of course it makes banks happy. On the other hand, as businesses start to fail, they default on their debts, and this puts banks into jeopardy. The rising tide of business bankruptcies begins to trigger bank failures. Interest rates reverse themselves and begin to fall. The stock market index slides downward. For workers, matters are even worse. Layoffs and business failures give rise to widespread unemployment and increasing hardship as savings and unemployment benefits run out in the face of a persistent lack of jobs [...] those workers who do still have jobs come under severe pressure to make major concessions on wages and working conditions in order to save their jobs. In all of this, it is of course the ones on the bottom – nonwhites, women, teenagers, the non-unionized – who usually get hit the hardest. The above patterns are common to all depressions“ (Shaikh 1987, 118).

Im Rahmen des neoklassischen Paradigmas der perfekten Konkurrenz sind solche Erscheinungen (harter Preiskampf, Konkurse und Fusionen, Arbeitslosigkeit, zyklische Krisen und eine über die Zyklen tendenziell fallende Profitrate) nicht denkbar. Spätestens mit der Weltwirtschaftskrise 1929 wurde klar, dass an diesem Bild etwas nicht stimmen konnte. Die Selbstheilungskräfte des Marktes lagen am Boden: trotz niedriger Löhne gab es eine hohe Arbeitslosigkeit, die sich auch langfristig nicht zu erholen schien.

Dies widersprach den harmonischen Gesetzen des „Arbeitsmarktes“, nach denen beim richtigen Preis der Arbeit „Vollbeschäftigung“ eintreten muss. Und trotz großer überschüssiger Warenmenge gab es zugleich überschüssiges Geld (eine Inflation); dies lief der Quantitätstheorie des Geldes zuwider. Die politische Antwort darauf war das Halbjahrhundert keynesianistischer Wirtschaftslenkung. Die *theoretische* Antwort war allerdings selbst in der Linken keine Veränderung der ökonomischen Rahmentheorie, sondern die Erklärung der Realität zum unreinen Sonderfall der „imperfect Competition“ (Robinson 1933).

Im Modell des „perfekten Wettbewerbs“ hat keine Gruppe Macht über eine andere und jedes Individuum hat alle Informationen. Nichtübereinstimmungen der Wirklichkeit mit diesem Modell wurden nun kurzerhand mit dem Nichtvorliegen dieser Bedingung erklärt, also mit dem Vorliegen eines „imperfekten Wettbewerbs“. Diese Hilfsannahme leugnet bestehende wirtschaftliche Misslichkeiten nicht mehr, führt sie aber nicht auf die Logik des Wettbewerbs zurück, sondern vielmehr auf die *Behinderung* dieses Wettbewerbs durch Machtgruppen wie Kartelle, Gewerkschaften oder den Staat (cf. 2.4.1). Im Laufe des Krisenmanagements waren diese tatsächlich vermehrt in Aktion getreten. Die theoretischen Mutmaßungen über diese „Imperfektionen“ laufen vor allem in einem zentralen Thema zusammen: der gewachsenen Bedeutung des Monopols. Entsprachen die Erscheinungen nicht den Bestimmungen des harmonischen Modells (und das ist in den meisten Fällen so), so wurde auf eine gewachsene Monopolmacht zurückgeschlossen.<sup>93</sup>

Besonders im Linkskeynesianismus machte diese Monopoltheorie eine große Karriere. Das „Monopol“ war bereits bei Bernstein von Bedeutung (2.1.2), und Lenin hatte das neue Stadium des „Monopolkapitalismus“ geradezu dogmatisiert (2.2.6). Mit der wachsenden Staatstätigkeit im Rahmen des Keynesianismus schien die Rede von einer „Macht der Monopole“ eine reale Basis zu bekommen.

93 Auf Armstrongs (1980) These, die Profitrate falle normalerweise nicht, könne dies im „Oligopol“ aber doch tun, antwortet Shaikh: „the very concept of imperfect competition’ is itself the dark side of the concept of ‘perfect competition’. In perfect competition all of the tactics and strategy of real competitive battles are spirited away. Then, when faced with the unavoidable discrepancy between the fantasy world of perfect competition and the elementary facts of real competition, instead of overthrowing perfect competition orthodox theory seeks to reform it. Hence imperfect competition. Yet the real imperfection lies not in actual competition, but rather in the concept of perfect competition itself” (1980, 82; cf. den Artikel “Monopoly Capitalism” in Bottomore 1983).

In der Art, wie Sweezy, Gewährsmann der Neuen Linken, den „imperfekten“ Monopolkapitalismus von dem alten, „goldenen Zeitalter des Konkurrenzkapitalismus“ (Dobb), abgrenzt, sieht man deutlich die Ersetzung der Marx'schen durch die neoklassische Ökonomie:

„since market relations are essentially price relations, the study of monopoly capitalism, like that of competitive capitalism, must begin with the working of the price mechanism. The crucial difference between the two is [...] that under competitive capitalism the individual enterprise is a ‚price taker‘, while under monopoly capitalism the big corporation is a ‚price maker‘“ (Sweezy 1966, 53 f.).

Zwar soll eigentlich Marx überwunden werden (Sweezy 1966, 4), doch das Narrativ des passiven „Preisnehmers“ entstammt allein der Neoklassik. Mit der verbreiteten Behauptung, der Monopolkapitalismus habe die Gesetze des freien Marktes verändert, wurde die neoklassische Analyse des perfekten Konkurrenzkapitalismus weiterhin *gestützt*. Sweezy und Baran haben nicht Gedanken von Marx, sondern von linkskeynesianischen Ökonomen wie Robinson, Kalecki und Steindl popularisiert. Wie charakterisiert diese Tradition die Konkurrenz?

„Today the typical economic unit in the capitalist world is not the small firm producing a negible fraction of a homogenous output for an anonymous market [dies ist das neoklassische Modell, CH] but a large-scale enterprise producing a significant share of the product in an industry, or even several industries, and able to control its prices, the volume of its production, and the types and volumes of its interests“ (Sweezy 1966, 6).

Sweezy beobachtet richtig, dass die Größe und die aktive Preispolitik der Unternehmen die Vorstellung von einer perfekten Konkurrenz unterlaufen. Allerdings hält er dieses Modell von Konkurrenz dennoch für berechtigt, ja für die einzige mögliche Art von Konkurrenz, so dass er aus ihrem Nichtvorliegen jegliche Art von Konkurrenz für „abgeschafft“ erklärt („abandonment of price competition“, 66). Die Faktoren der Größe und der aktiven Preisgestaltung, die für Marx die wichtigsten Faktoren der *Konkurrenz* waren, werden hier als Beleg für eine *Monopolisierung* genommen. Damit stellt er Marx auf den Kopf: Obwohl die Marx'schen Gesetze genau den geschilderten Fall umfassen, haben sie für Sweezy „heute“ keine Bedeutung mehr. Er meint einen realen geschichtlichen Wandel zu beschreiben, ersetzt aber nur theorieimmanent Marx'sche Thesen durch neoklassische – etwa den Fall der Profitrate durch einen höheren „Surplus“ (1966, 72). Dieser Surplus ist ein Erbstück der Imperialismustheorie von Hobson (1901) und hat mit dem Marx'schen Mehrwert nichts zu tun.<sup>94</sup>

94 „The ‚surplus‘ is defined by Hobson to be the excess of the total money value of the output over the strictly necessary costs of producing that output“ (Shaikh 1978, 225; cf. Sweezy 1966, 9; Baran 1957, 82). „Tatsächlich ist Baran und Sweezys Theorie aber kein Korrektiv zur Marx'schen Akkumulationstheorie, sondern eine völlig andere Aussage mit einer andern Methode über einen anderen Gegenstand“ (Hardach 1975, 118; 2.2.6, Fn. 108.).

Die höhere Kapitalintensität, die im Rahmen der Konkurrenz aufgrund der höheren Produktivität eine höhere Profitmarge erlaubt, deutet Sweezy mit Kalecki und Steindl als einen höheren „Markup“ aufgrund einer größeren „Monopolmacht“. Die schwerfällige Beweglichkeit von Kapital in Industrien mit einer höheren organischen Zusammensetzung führt eher zu Anpassungsmechanismen über Variationen in der Auslastung als in den Preisen. Auch diese Preisinflexibilität wird als Anzeichen eines Monopols gewertet, da sie als bewusste Regulierung gedeutet wird.<sup>95</sup> Noch die Ende der 1960er Jahre beginnende Stagnation wurde auf ein Monopol zurückgeführt: das Monopol *verhindere* bewusst weitere technische Neuerungen und Investitionen, um seinen Kapitalstock nicht zu entwerten.

Doch die Einfügung von Marx in die Stufenfolge von Konkurrenz- und Monopolkapitalismus ist problematisch. Die Marx'sche Fassung der Konkurrenz passt weder in die harmonistische Vorstellung des neoklassischen Paradigmas, noch zur Vorstellung vom „imperfekten“ Monopol. Daher schob Gillman Marx auf die ältere, Dobb auf die neuere Seite.<sup>96</sup> Für das „neue Stadium“ des Monopolkapitalismus galten, wie schon bei Lenin (2.2.6), scheinbar neue Gesetze, die weitaus politiklastiger waren als die Marx'schen.<sup>97</sup> Einerlei, ob man an den neoklassischen Basisannahmen *direkt* festhielt wie Okishio, Steedman und Roemer, oder ob man das Monopolkapital für das Signum einer neuen Epoche hielt und die neoklassischen Basisannahmen so nur *ex negativo* beibehielt, in beiden Fällen wurden Marx'sche Essentials wie die Arbeitswertlehre, die Ausbeutung oder die fallende Profitrate über Bord geworfen, und zwar von Marxisten selbst.

Die deutschsprachige marxistische Ökonomie, die um 1968 aus der Versenkung auftauchte,<sup>98</sup> war schon aufgrund der physischen Nähe des Realsozialismus direkter vom Leninismus beeinflusst als ihre angelsächsischen Schwestern. Die These vom „neuen Stadium“ musste gar nicht erst ökonomisch bewiesen werden.

95 Selbst Mandel sieht in unterschiedlichen Profitraten zwischen Industrien ein Anzeichen von „Monopolmacht“ – nur diese könne schließlich die freie Bewegung des Kapitals und damit den Ausgleich der Profitraten verhindern (1972, 73, 87 und öfter). Für Marx ist das ‚Hindernis‘ der Bewegung die reine Größe: kein Kapitalist wird leichtfertig so horrend Summen investieren, wie sie nötig wären, wollte er etwa eine neue Automarke aus dem Boden stampfen. Gibt es aber eine solche Großindustrie (etwa einen Autokonzern), dann wird sie kaum bei den erstbesten Gewinneinbußen ihr gesamtes Kapital in eine andere Industrie umlegen (etwa in die New Economy). Daneben erfolgt der Ausgleich der Profitjahre bei Marx nur über eine Reihe von „magern und fetten“ Jahren hinweg (MEW 25, 218), er ist ein Trend, und muss folglich niemals tatsächlich vorliegen.

96 Cf. Fn. 79. Die Tendenz, ihn eher auf das 19. Jahrhundert einzuschränken, ist dominant (mit Lenin in der Politik, Freyer und Sombart in der Soziologie, vgl. 2.4.1).

97 Vgl. insgesamt Dobb 1937, Sweezy 1942, 300-336; Gillman 1958, Mandel 1962, 393-440; Rolshausen 1969, Lindbeck 1971, Bravermann 1974, Wright 1977, 225 f.; Cowling 1982, Foster 1986, Zoninsein 1990.

98 „Der Nationalökonom Marx ist [...] gleichsam verschwunden. Er ist bis heute noch nicht wieder in Erscheinung getreten. Seine Ökonomie wurde Zeichen für jeweils etwas anderes, das als das Eigentliche verstanden werden will“ (Thier 1955, 18). Thier hat noch für die Zeit recht, als die marxistische Ökonomie wieder da war.



Von einem „Primat der Politik“ ging man hier, wo ganze Verlage von Ostberlin finanziert wurden, einfach aus. Wirtschaft und Politik wurden quer durch die Facetten des deutschsprachigen Marxismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts derart vermengt, dass man es nur noch mit *einem* Komplex zu tun zu haben meinte. Für diesen aber war die Marx'sche Ökonomie unerheblich geworden. Die deutschsprachige Marxrezeption nach 1968 war kaum im nennenswerten Sinne ökonomietheoretisch. Wenn ökonomisch relevante Stellen des „Kapitals“ interpretiert wurden, so meist unter apriorisch-begriffsphilosophischer Perspektive, wofür sich die Bezeichnung „deutscher Deduktionsmarxismus“ eingebürgert hat. Da dieser sich wenig für die Ökonomie interessierte, war er umso anfälliger für unbemerkte Übernahmen neoklassischer Paradigmen. Der Schwerpunkt der „politischen Ökonomie“ lag in Deutschland auf der *Politik*.<sup>99</sup>

Daher stießen politiktheorielastige Versionen des Marxismus wie der Regulationismus oder Fordismus noch dann auf reges Interesse, als der Marxismus langsam an Einfluss verlor. Hier wurden bürgerliche Thesen über die Regelungsfunktion des Staates in marxistische Hüllen gekleidet, nur die Bewertung, das Vorzeichen vor dem Komma, wurde umgedreht.<sup>100</sup> Diese Schwundstufen des Marxismus haben den Übergang zu seiner Auflösung nur verzögert. Die Theorie des Monopolkapitalismus als eines statischen Systems legte zugleich auch den Grund für die jeweils möglichst aktuelle Orientierung der Theorieproduktion an *technischen* Trends (Fordismus, Postfordismus, „Dienstleistungsgesellschaft“, Mikro-

99 Vgl. Hufschmid 1969 (Die Politik des Kapitals), Agnoli 1975 (Der Staat des Kapitals) oder die kryptische „Staatsableitungs“-Debatte (Röhrich 1980; cf. 2.2.6, Fn. 106). Zum Stamokap vgl. IMSF 1972 und 1981, Breuer 1975, Hufschmid 1975 und 1976. Auch Altvater 1975 wies das „neue Stadium“ nicht wirklich ab. Nicht-ökonomische marxistische Werke gehen vom „Monopolkapitalismus“ schlicht aus (Lefebvre 1972, 77; Ritsert 1973, 24; Jaeggi 1974, 61, 106 ff. oder Poulantzas 1978; vgl. Schumpeter 1942, 87 ff.; Kühne 1972, 331 ff.). Die Staatsfixierung der außerparlamentarischen Linken bis hin zur RAF macht diese Verquickung der Feindbilder ‚Staat‘ und ‚Kapital‘ deutlich; dem stand, nicht nur auf sozialdemokratischer Seite, ein entsprechend affirmativer Etatismus gegenüber. Marxistische und bürgerliche Ökonomen operierten in überraschend ähnlichem Mustern: Übereinstimmend war man in einer unfreiwilligen Koalition „gegen den Staat“: die Neoliberalen deswegen, weil er die Selbstheilungskräfte des Marktes außer Kraft setze, die Marxisten deswegen, weil er den Monopolkapitalisten „Extraprofit“ verschaffe und das angeblich marode System künstlich aufrechterhalte. „Marxist sein“ manifestierte sich erst außertheoretisch in einer moralischen Parteinahme für die Arbeiterklasse oder irgendeines Regimes (Koenen 2001, 299). Dieser Umstand machte es intellektuellen Marxisten ironischerweise leicht, nach 1990 die Fronten zum Neoliberalismus zu wechseln, der nur das praktizierte, was man selbst so lange gefordert hatte: Freiheit vom Staat (3.1.3, siehe die These von Boltanski 1999).

100 Regulationismus, Fordismus und Poststrukturalismus waren Reimporte des „Primats der Politik“ aus Theoriemoden anderer Länder. Als die bürgerliche Politik und Theorie vom keynesianischen Regelungsmodell abrückte, wurde es von Marxisten als vorbildliches Modell okkupiert. Die aktuellste Version eines akademischen Marxismus ist der kaum versteckte Keynesianismus der „monetären Werttheorie“ (Heinsohn 1988, Heinrich 2001a, siehe 2.3.5).

elektronik, „Wissengesellschaft“ etc.): Wie schon für Schumpeter und Keynes, so tendiert er auch nach Kalecki, Robinson, Steindl und Sweezy zur Stagnation und kann nur extern, durch große Erfindungen oder politischen Druck zum Wachstum gebracht werden. Das beobachtete Wachstum nach dem zweiten Weltkrieg – das größte, was es bislang gegeben hatte – wurde also mit externen Faktoren erklärt.<sup>101</sup> Der Fokus der marxistischen Theorien der 1970er Jahre auf den Staat ist so zumindest theoriegeschichtlich noch im negativen abhängig von der Neoklassik und dem Leninismus: die Nichtübereinstimmung ihres Modells hatte ein dunkles Gegenmodell hervorgerufen, auf welches aber die Marx'schen Theorien kaum noch Anwendung fanden.<sup>102</sup> In die Black Box des „Monopolkapitalismus“ konnten Theorien über den „Staat“ und den alltäglichen „Mikrofaschismus“ der Macht (Foucault) daher um so leichter einwandern. Auch marxistische und postmarxistische Kritiker des Leninismus übernahmen so das leninistische Grundmodell einer epochalen Politisierung der Ökonomie.

### 2.3.4 Ausstrahlung des Paradigmas in Nachbarwissenschaften

Auch die andere Opposition gegen das neoklassische Modell verließ das neoklassische Paradigma nicht: die Geschichtslosigkeit und Überabstraktion der Nutzenkalküle hatte schon Schmoller im Methodenstreit mit Menger erzürnt. Das historische Gegenmodell hat allerdings dadurch, dass es auf eigene Theoretisierungen meist verzichtete, den Geltungsbereich der Neoklassik lediglich *eingeschränkt* – und damit bestätigt (cf. Fn. 30). Monopolkapitalismustheorie und Historische Schule ergänzen einander in der „Formationstheorie“ bruchlos.<sup>103</sup> Da sowohl die bürgerlichen Gegner der Neoklassik, die Keynesianer und Historisten, wie auch die Marxisten wenig an dem grundlegenden neoklassischen *Paradigma*

101 Sweezy 1966, 228 ff.; Kalecki 1954, 1962; vgl. Shaikh 1978, 231; 1983a; 1989; cf. 2.4.6. Das neoklassische Modell macht sich auf beiden Seiten bemerkbar, auf Seiten der konkurrenzkapitalistischen „perfekten“ wie der monopolistischen „imperfekten Konkurrenz“ („unvollständiger Wettbewerb“): Statik ist der Grundcharakter auch des „neuen Stadiums“. Noch für Altvater 1992a hat das „Öl“ das von den Grundannahmen her unwahrscheinliche Wachstum angetrieben („Der fossilistische Charakter der fordistischen Produktionsweise“, 81 ff.). Ein politisches Phänomen wie der erste Golfkrieg schleicht sich bis in die Grundannahmen der Theorie. Die Stagnationstheorie hatte zuvor metaphorisch davon gesprochen, Wachstum brauche „fuel“ (Shaikh 1983a, 140). Das wird hier ontologisiert.

102 Kritiker dieser Theorierichtung (Neusüß 1972, Ebbinghaus 1974, PKA 1975, cf. 2.2) erschöpften sich in der Kritik verfehlter Vorstellungen, eigene Analysen gab es seltener (Huffschnid 1977, Altvater 1979).

103 Siehe den Artikel „Periodization of Capitalism“ in Bottomore 1983, 365 ff.; Wright 1977, 222 ff.; Brandt 1990. Auch Brenner 1998 und Negri 2000 sind „historistisch“ im Sinne theorieloser Beobachtung und kommen gerade darum schnell zu neuen Thesen. Die Sozialstatistik wurde in Deutschland übrigens von der historischen Schule eingeführt (Jonas 1968 I, 278). Begrifflose Zahlen und theoriearme Narrative fanden so zueinander (vgl. 2.4.3, Fn. 54).

auszusetzen hatten, bekam es in den Wirtschaftswissenschaften des 20. Jahrhunderts eine dominante Bedeutung. Für Nachbarwissenschaften der Ökonomie, die sich im weitesten Sinne mit der Wirtschaft auseinandersetzten, für Rechts- und Politikwissenschaften, Soziologie und Sozialphilosophie, war es somit mehr oder weniger verbindlich. Es genügt ein Blick in Werke, die die Diskussionen für Jahrzehnte gefangen nahmen, wie die *Theorie of Action* von Talcot Parsons (2.4) oder die *Theory of Justice* von John Rawls (3.2).

Wird dort von „Ökonomie“ gesprochen, dann so, wie es das neoklassische Paradigma vorsieht.<sup>104</sup> Auch dort, wo es nicht zu vermuten ist, hat sich dieses Denken über Wirtschaft eingenistet: etwa in Theorien der sich einst marxistisch verstehenden Frankfurter Schule (2.6) und noch des späteren Habermas (3.1), in den „Analytischen Marxismus“ (Fn. 74; 1.4.2, Fn. 26) oder in moderne wirtschaftsethische Überlegungen, deren Selbstverständnis eigentlich „kapitalismuskritisch“ ist (3.3). Solche Phänomene rufen nach einer erneuten Kritik der Ökonomie. Dies meint hier eine Präsuppositionsanalyse, die sozialphilosophische Theorien daraufhin abklopft, welche ökonomischen Vorannahmen gemacht werden müssen, damit sie plausibel sind. „Kritik der Ökonomie“ meint gerade nicht, dass man die Ökonomie ob ihres vorgeblichen Positivismus *als solche*, im Sinne einer wohldefinierten Einzelwissenschaft, ablehnt. So beraubt man sich nur der eigenen Urteilsfähigkeit, und „Kritik“ wird zum äußerlich bleibenden Bekunden eines politisch kolorierten Geschmacksurteils.<sup>105</sup> Es meint eine Kritik verfehlter und ideologischer Theoretisierungen der Wirtschaft anhand von *besseren* Erklärungen (cf. Bubner 1972, 46). Keine Dialektik der Welt kann konkrete Argumente ersetzen. Erst eine ökonomische Theorie, die die soziale Realität des Wirtschaftens *ausgrenzt*, erfordert eine separate normative Sozialphilosophie (siehe 2.4, 2.5). Die folgende Vergegenwärtigung zeigt die Ausgrenzung des Sozialen aus der Ökonomie an einigen Beispielen.

104 Talcot Parsons leitete seine Handlungstheorie (1937) von Marshall und Pareto ab. Die eigentlich auf einer Fiktion für ausgewählte Zwecke beruhenden Theorien des „rational choice“ bekamen für die Sozialwissenschaften so eine überragende Bedeutung. Rawls 1971 bedient sich auf prinzipieller Ebene des „Pareto-Optimums“, um ein Kriterium für eine gerechte Ordnung zu entwickeln; in dem anwendungsorientierten Teil seiner Theorie wird die Wirtschaft lehrbuchhaft neoklassisch beschrieben. Selbst Sen 1998 setzt das Modell fraglos voraus (cf. 3.2.1).

105 Die Lesart von Marx als Ökonom galt der Kritischen Theorie als Positivismus. Marx habe die Ökonomie schon in ihren Grundlagen kritisiert, was eine immanente Beschäftigung mit ihr erübrigte (cf. Schmidt in Euchner 1972, 30 ff.; die Editoriale zu den Beiträgen 1974 und Prokla 123, 2001, Kambartel 1979). Der „theoretische Raum [...], in welchem der traditionelle Marxismus die ‚ökonomische Lehre von Marx‘ auffasst, wurde auch vom ‚westlichen Marxismus‘ lange Zeit nicht hinterfragt. [...] Konstitutiv für diesen [...] ist die Verwandlung der Kritik der politischen Ökonomie in eine politische Ökonomie“ (Heinrich 2001, 152; cf. Behrens 1993, Backhaus 1997, Rakowitz 2000, 49, 61, 255, 320; siehe inzwischen Heinrich 2004, Henning 2004a).

### 2.3.5 Systematische Kernpunkte IV: Zur Geldtheorie bei Marx

„Es handelt sich bei allen derartigen Ableitungen nur darum, von der Aufgabe, deren Lösung man nicht gewachsen ist, abzuleiten.“ (MEW 19, 367)

Die Wirtschaft hat es naturgemäß mit Geld zu tun. Geld ist dasjenige der Wirtschaft, was auf der Oberfläche der Gesellschaft erscheint; der „Geld-Schein“ ist höchst real. Jeder weiß, was es damit auf sich hat: ohne Geld kann man nichts kaufen, deshalb wollen alle möglichst viel davon haben. Durch Geldzahlungen ist ein Netz gespannt, welches sich über die ganze Gesellschaft erstreckt – und darüber hinaus.<sup>106</sup> Wirtschaftssoziologische Theorien nehmen das Geld darum als das Wesen („Leitmedium“) der Wirtschaft. Damit ist nichts erklärt, sondern das Offensichtliche, das zu Tage liegende *noch einmal* ausgesprochen.<sup>107</sup> Marx wies in den Bewegungen des Geldes Gesetze nach, die auf etwas verweisen, das nicht selbst wieder Geld ist. In der soziologischen Beschreibung als „Geldwirtschaft“ (Simmel) dagegen liegt eine tautologische Verkürzung der Sozialtheorie auf Deskription, ein Pochen „auf den Schein wider das Gesetz der Erscheinung“ (MEW 23, 325). Funktional kann man darin auch eine Verweigerung gegenüber Erklärungsversuchen sehen.<sup>108</sup> Das entspricht dem Selbstverständnis dieser Soziologie: als „formale“ meinte sie die „Inhalte“ ihrer Formen vernachlässigen zu können, und schob diese Frage so an die Ökonomie ab.<sup>109</sup>

Doch auch in der Ökonomie bringt die Frage, was Geld denn *sei*, Verlegenheit hervor.<sup>110</sup> Erneut fällt die Marx'sche Theorie durch die disziplinären Grenzen hindurch. Selbst vielen Globalisierungskritikern, die sich vage der Marx'schen Theorien entsinnen, scheint es ausgemacht, dass die Finanzsphäre sich „entkoppelt“ und alle anderen unter ihre Herrschaft gebracht habe (Biermann 2001, cf. 3.3.6). Dies hieße für die Theorie allerdings, dass das Geld und seine Bewegungen aus sich selbst erklärt werden müsste (in einer „Philosophie“ des Geldes), um anschließend alles weitere „geldtheoretisch“ zu erklären – ein spekulatives Unterfangen, dessen Fragwürdigkeit am Tage liegt.<sup>111</sup>

106 Garson 2001 folgte einmal dem Geld, das sie anlegte, über die ganze Welt.

107 Ob als Symbol und „Interaktionsmedium“ wie Simmel (1900) oder als „symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium“ wie Habermas (1981bII, 395 ff.) und Luhmann (1998, 348 ff.). Natürlich ist Geld ein Zeichen, die Frage ist nur, wofür, was genau es anzeigt. Der ‚Code‘ „zahlen/nichtzahlen“ ist erst eine Beschreibung.

108 Simmels Beobachtungen sind zwar originelle Beschreibungen (Busch 2000), erklären aber wenig. Wo er es versucht (etwa durch den „Stil“, der hinter dem Geld wie der modernen Mentalität stehe), bleibt es bei metaphysischen Setzungen. Reale Geschichte löst sich in Ideen auf – „Stile“ sind das Material der Kunstgeschichte.

109 „Sowohl Geometrie wie Soziologie überlassen die Erforschung der Inhalte, die sich in ihren Formen darstellen, [...] andern Wissenschaften“ (Simmel 1908, 18). So gilt erst recht die Philosophie des Geldes (1900). Mit der Absage an die Logik und der „Beobachtung“ verzichtet auch Luhmann auf Erklärung (1998, 69, 905; cf. 2.5.6).

110 Ehrlicher 1991, 52 räumt ein, dass es „unter Nationalökonomern seit gut 100 Jahren keine Diskussion mehr darüber gibt, was Geld ist“ (nach Busch 2001, 115; für die Neoklassik ähnlich Hahn 1982; cf. Fn. 34, 41).

111 Was nicht hindert, dass dies trotzdem versucht wird (nach einer Idee von S. Gesell

Hinsichtlich des Geldes bot und bietet das dem Marxismus die Möglichkeit, sich gegenüber beiden, bürgerlicher Soziologie wie Ökonomie, zu profilieren. Doch der deutsche Marxismus tat sich mit dieser Frage *noch* schwerer als jene. Dies hängt mit seinem Rückzug in die Sozialphilosophie zusammen. Schon Ausflüge in die faktisch bestehende Soziologie oder Ökonomie galten meist als waghalsig. Wie sollte man da zu Marx kommen, der zu beiden nochmals quer steht?

Wer das Marx'sche „Geldrätsel“ (MEW 23, 62)<sup>112</sup> als ein *philosophisches* gelöst haben will, stellt – durchaus folgerichtig – fest, dass dies nicht möglich ist. In der Wertformanalyse, einem späten Ausläufer adornitischer Sozialphilosophie, führte diese Fragestellung daher zum Abschied von Marx.<sup>113</sup> Die Probleme, denen sich man sich hier ausgesetzt sieht, lösen sich jedoch einfach auf, wenn man von sich von der spekulativen Betrachtungsweise löst. Weil Marx das Geld als „Form“ von etwas behandelt, wovon es eben nur *eine* Form ist, gibt Marx vorab, bevor er die spezifischen Zusammenhänge erläutert, in einer Betrachtung der „Wertform“ (MEW 23, 62 ff.) einen Vorblick auf den Plot der Geschichte, die nun folgt. Der Zusammenhang wird in den ersten Kapiteln zunächst einführend gegeben. Dieser Vorblick ist nicht „philosophisch“ zu lesen, als habe man es mit einer Hegelschen Selbstbewegung des Begriffs zu tun, wo aus einem Prinzip alles weitere mit Notwendigkeit „abzuleiten“ ist,<sup>114</sup> sondern Marx erläutert, wie er

---

1916 etwa bei Creutz 1983, Heinsohn 1996 oder Lietaer 2002; vgl. Hörisch 1983, R. Müller 1983, Altvater 1991, Jenner 1999; 3.3.2. Fn. 20).

112 Das „Rätsel“ des Geldes ist, wie etwas an sich Wertloses wie Papier einen so hohen Wert für uns haben kann; und warum, wer es hat, noch immer mehr davon bekommt. Der Allerweltsspruch „Geld ist eine Konvention“ ist zwar zunächst plausibel, aber auch er erklärt nichts, sondern gibt nur den alltäglichen Umgang mit dem Geld wieder. Wenn ‚die Menschen‘ das Geld untereinander verabredet hätten, wer legt dann seinen Kurs fest, und wer hätte die geldvermittelten Krisen gewollt (Inflation, Deflation, Wechselkursschwankungen, Börsenkrachs, Finanzkrisen etc.)?

113 Cf. 2.6.2, Fn. 33. Das Editorial zu Backhaus 1978 redet offen von „Destruktion“ (*Gesellschaft* Bd. 11, 7). Backhaus 1969, die Initiation von 30 Jahren Diskussion um das „Geldrätsel“ in der hegelianischen „Wertformanalyse“, erhebt zahlreiche Anschuldigungen an praebackhausianische Marxisten wie an Marx selbst (es fallen Worte wie „grob vereinfacht“, „gänzlich entstellt“, „Verständnislosigkeit“, „mangelhafte Rezeption“, „Unzulänglichkeit der Darstellung“, „ignorieren“, „gänzlich unvermittelt“, „mangelhafte Vermittlung“, „nicht mehr begreifbar“ etc). Dieser Ton verrät allerdings am ehesten eigene Verständnislosigkeit. Schon die Frage wird im Laufe der Darstellungen immer unklarer. Das einzig Kontinuierliche sind die Verunglimpfungen anderer (kritisch dazu Kittsteiner 1980, 14 ff.; Kallscheuer 1986). Die theoretischen Aussagen machen die Bezugnahme auf Marx zu einer willkürlichen – kaum ein Theorem wird stehen gelassen. Vermutlich führte die Äquidistanz zwischen Marx und den Wissenschaften sowie zwischen theoretischen Versuchen der Studentenbewegung und den Wissenschaften zu der Selbstüberredung, man sei befugt, im Namen des Marxismus zu sprechen (selbstkritisch dazu Koenen 2001). Schon in der Art dieser Rezeption lag ein „Abschied“ von Marx (siehe Helms 1969). Zu neueren Schriften aus dieser Richtung cf. Y. Hahn 1999, 110 ff.

114 So vermisst Backhaus 1969, 131 einen „notwendige[n] Übergang“. Bei ihm „setzt“ sich die Ware „als Geld“; er affirmiert Lenins Diktum, man müsse „die ganze Lo-

im Folgenden das Geld behandelt. Mit dieser hermeneutischen Grundregel verschwinden die Probleme, die die transzendentaldeduktive Lesart der Wertformanalyse in diese Partien projizierte. Marx' Behandlung des Geldes ist durchaus konsistent und vermag viele Fragen zu lösen, anstatt neue aufzugeben.

Die eher verrätselnde Rede von der „prämonetären Werttheorie“ (Heinrich 2001a) übersieht, dass vor wie nach Marx Strömungen in der Wirtschaftstheorie vorherrschten, die dem Geld eine überragende Funktion zuschrieben: für die Merkantilisten wie für Keynesianer und Monetaristen „zählte“ vor allem das Geld (als Gold oder optimale Geldmenge). Ein „Geldrätsel“ entsteht erst, wenn das Geld gegenüber anderen wirtschaftlichen Phänomenen als Erstes, als Explansans gesetzt wird, das aus sich selbst zu begreifen sei. So wird es an die Spekulation abgeschoben.<sup>115</sup> Ein Merkmal dafür ist der *exogene* Charakter des Geldes, wie er für Keynesische Ansätze typisch ist. Die monetaristische Theorie Milton Friedmans lässt es gar von einem Hubschrauber abwerfen (Fiehler 2000, 126).

Allerdings gibt es eine Tradition, für die das Geld kaum eine Rolle spielt: die Neoklassik. Doch sie ist für Marx gerade *nicht* maßgeblich. Wer in einer Logik des alles oder nichts unterstellt, dass Marx nur „prämonetär“ (neoklassisch) oder „monetär“ (keynesianisch) habe denken können, stempelt Marx entweder auf Kosten seiner Arbeitswertlehre zum Finanzwirten, oder aber zum „prämonetären“ und damit heute abzulehnenden Theoretiker. Die implizite Übernahme neoklassischer Paradigmen, die sich in dieser misslichen Alternative zeigt, wirkt sich erneut als ein sukzessives Auflösen Marx'scher Theoreme aus.<sup>116</sup>

---

gik Hegels durchstudiert“ haben, um das Kapital zu verstehen; der Unterschied zwischen Hegel und Marx wird eingezogen (cf. Krahel 1970, Reichelt 1970; 2.5.7). „Marxists who attempt to directly apply the abstract categories of Volume I of Capital are in a sense reverting to a ricardian methodology. Marx is careful to point out that a basic flaw in Ricardo's method is that he 'jumps' directly from the abstract (value) to the concrete (prices of production, rent, taxes) without tracing the intermediate connections [MEW 26 II, X]. It takes Marx three volumes to make that connection!“ (Shaikh 1977, 137).

115 Eben dies tut Backhaus: er rät dazu, „die Kategorie Geld als das logisch Erste der ökonomischen Theorie“ zu nehmen (1978, 71; cf. 2002, 114), wahlweise auch den „Kredit“ (75). Nachdem er dargelegt hat, warum er sich neun Jahre nach seiner ersten Publikation noch immer nicht den Marx'schen Texten, sondern weiter nur Sekundärliteratur widmen könne, übernimmt er viele sekundäre Marxwiderlegungen. Er „destruiert“ (1978, 7) Marx dadurch, dass er den verschiedenen Marxismen unüberwindliche Widersprüche zuschreibt und diese umstandslos auf Marx selbst projiziert (28, 33). So können alternative Theorien der „modernen Makroökonomie“ (78) an die Stelle treten. Das einzige Rätsel an dieser Geldtheorie ist, warum sie noch immer als Marxismus auftritt (so eben Backhaus 1997).

116 Heinrich 2001 diagnostiziert bei Marx einen unvollständigen Bruch mit der Klassik (Fn. 27). Er verdunstet das eigene Denken von Marx und verteilt es auf zwei andere ökonomische Schulen, zwischen Klassik und Keynes. Einen Bruch gibt es nur bei Heinrich selbst: den mit Marx. Weder die Arbeitswerttheorie noch der Fall der Profitrate halten seinen „Rekonstruktionen“ stand. Das ist misslich, da Heinrich (wie

Marx' Position liegt auch hinsichtlich des Geldes nicht zwischen beiden Positionen, sondern jenseits von beiden, und zwar nicht aufgrund einer Synthese oder einer Unentschiedenheit, sondern aus präzisen Gründen. Marx behandelt das Geld als einen zentralen Faktor der kapitalistischen Wirtschaft – angesichts der Menge von Seiten, die er dem Geld widmet, ist das eine banale Feststellung.<sup>117</sup>

Seine „Werttheorie“ ist also „monetär“, insofern sie das Geld berücksichtigt und seine Bewegungen zu erklären beansprucht. Sie ist es aber nicht, insofern das Geld nicht als *selbstherrlich* begriffen wird. Es ist nach Marx weder isoliert als autochthoner Faktor (exogenes Geld) zu verstehen,<sup>118</sup> der den Rest der Wirtschaft erklären könnte, noch vermag es langfristig Steuerungsfunktionen im Sinne des Keynesianismus zu übernehmen.<sup>119</sup> Geld ist vielmehr eine Form von etwas, das nicht selbst wieder Geld ist (etwa Gold, wie die Merkantilisten annahmen), sondern *endogen*, also aus etwas anderem erklärlich.

Das ist der Sinn der Unterscheidung verschiedener „Formen“. In der Rede vom „Kapital“ etwa unterscheidet Marx zwischen Waren, Geld, Maschinen und Rohstoffen sowie variablem Kapital (Arbeitskraft).<sup>120</sup> Obwohl dies ganz verschiedene Dinge sind, ist es ihnen gemeinsam, als Kapital zu fungieren. Von diesem aus gesehen, also aus Sicht des Kapitalisten, sind sie alle Kapital, nur in verschiedener Form. Anders wäre der Rede von einem „Kreislauf“ des Kapitals kaum ein Sinn abzugewinnen. Dieses „Allgemeine“, diese Substanz, darf nicht fälschlich philosophisiert werden – das wäre, „als ob neben und außer Löwen, Tigern, Hasen [...] auch noch *das Thier* existierte“ (MEGA II.4, 37).<sup>121</sup>

---

Backhaus) wenig anderes tut als Marx zu destruieren. Eigene Theorien wirtschaftlicher Abläufe sucht man neben Referaten binnenmarxistischer Debatten vergeblich.

117 Backhaus 1969 ff. will das nach Rubin 1926 als Erster gesehen haben (Heinrich 2001a, 158 gesteht ihm das zu). Diese Einschätzung liegt indes eher an der Partialität der eigenen Rezeption (cf. Fritsch 1954; Mandel 1962, 72 ff. u.a.).

118 Insofern machen die Aufzüge in die Philosophie, die Backhaus unternimmt (etwa zu Georg Simmel, Alfred Ammon und Bruno Liebrucks), das Geld nicht leichter verständlich, im Gegenteil. Sie zeigen an, dass es exogen denkt.

119 Auch Brunoff 1976, 123 bemerkt: „nowhere in Capital does the theory of money expand into a monetary theory of the economy: it remains purely a theory of the monetary economy“.

120 Cf. MEW 42, 92, 441 etc. Er übersetzt damit, wie ein Unternehmer bilanziert: verkäufliches Warenkapital (im Lager), unverarbeitete Rohmaterialien (zirkulierendes fixes Kapital) und Produktionsanlagen (konstantes fixes Kapital) sowie gezahlte Lohnkosten erscheinen alle auf der Habenrechnung. Hinzu kommen nur noch vermittelte Faktoren (Unkosten des Vertriebs, Zinszahlungen, Steuern etc.). Überflüssige Arbeiter werden abgestoßen, damit das in ihnen gebundene Kapital an andere Faktoren übergehen kann.

121 Eben diesem Schein sitzt die „monetäre Werttheorie“ auf. Sie nimmt die Hegelsche Ausdrucksweise, die Marx hier karikiert (in den Grundrissen, MEW 42, und der ersten Auflage des Kapitals, MEGA II.4, weit stärker als in der zweiten, MEW 23), für bare Münze, und fragt sich nun, wie die „außer der Welt hockende“ Substanz sich in ihre „Form“ inkarniert (Backhaus 1969, 131; cf. MEW 1, 378). Das übersetzt die neoklassische Zurückweisung der „Transformation“ von Werten in Preise



Eine dieser Formen des Kapitals ist nun das Geld (MEW 23, 161), unter der Bedingung, dass es sich um Geld im Kapitalismus handelt. Marx' Bestimmungen sind nicht rein logisch, sie tragen einen historischen Index, dessen Voraussetzungen stets mitreflektiert werden. Das ist eine Errungenschaft Hegels.<sup>122</sup> Um aber die hegelianische Denkfälle zu vermeiden, die das Denken zur Ursache macht, sind wir die Sache von hinten angegangen: die Bestimmung des Geldes als eine Form des Kapitals ist schon spezifisch. Sie hat den Vorteil, dass sie leicht zu verstehen ist. Zunächst und vor allem aber ist Geld eine Form des *Wertes*. Dies scheint schwieriger zu verstehen zu sein. Dabei ist der Wert nur das Einfachere: werden Geld und Kapital als Formen des Wertes begriffen, sind sie auf etwas Einfaches zurückgeführt – eine grundlegende wissenschaftliche Operation, über die sich nur Philosophen wundern. Über dieses Einfache, den Wert, lassen sich nun Aussagen treffen wie die, dass die Höhe des im Tausch relevanten Wertes einer Ware, an dem sich ihre Preisform orientiert, bestimmt (nicht: determiniert) ist durch die Menge an geleisteter gesellschaftlich notwendiger Arbeit.<sup>123</sup>

ins philosophisch-Unfassbare (Backhaus 1978, Fn. 28; 1997, 168). Jedoch: Die Substanz ist immer schon in Form (der Wert drückt sich immer schon in Preisen aus), nur diese Formen ändern sich. „All das ist nicht myteriös“ (MEW 23, 72), sondern wird täglich vollzogen, schon wenn man morgens zum Bäcker geht (G-W). Die Substanz ist nichts jenseits der Formen, sondern das ihnen Gemeinsame. Backhaus' Frage nach der Deduktion des Geldes ist ein „Scheinproblem“. Seine Philosophisierung ist nicht philosophisch genug, sie bleibt auf halbem Wege stecken. Wittgenstein spürte diesem Schein nach: wo ist neben Wasserdampf, Eis und flüssigem Wasser noch das Wasser an sich? Wo ist neben den Spielern der Mannschaftsgeist? Wie kommt die Substanz zu ihrer Form? Hier spielt die Sprache den Philosophen (und nur diesen) einen Streich. Die Einsicht, dass Philosophie oft Scheinprobleme zu lösen sucht, mag Wittgenstein in nächtlichen Gesprächen mit dem Neoricardianer Piero Sraffa, einem Freund Gramscis, neu aufgegangen sein (Roncaglia 2000, Sandemose 2001).

- 122 „Dass aber in der Form der Warenwerte alle Arbeiten als gleiche menschliche Arbeit und daher als gleichgeltend ausgedrückt sind, konnte Aristoteles nicht aus der Wertform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte. Das Geheimnis des Wertausdrucks, die Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeiten, weil und insofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind, kann nur entziffert werden, sobald der Begriff der menschlichen Gleichheit bereits die Festigkeit eines Volksvorurteils besitzt. Das ist aber erst möglich in einer Gesellschaft, worin die Warenform die allgemeine Form des Arbeitsprodukts, also auch das Verhältnis der Menschen zueinander als Warenbesitzer das herrschende gesellschaftliche Verhältnis ist“ (MEW 23, 74; cf. MEW 42, 119, 152).
- 123 Marx' Formbegriff lässt sich nicht wie bei Lask oder Luhmann aufstocken zu einer „Form der Form“, sondern das in Form Gebrachte kann als Form des jeweils andern begriffen werden, sofern das etwas klarer machen kann: Geld ist eine Form des Kapitals, Kapital eine Form des Geldes; Geld, Ware und Kapital sind jeweils Formen des Wertes; Kapital eine Form der Arbeit etc. (Nur so sind später von Marx aufgestellte Zusammenhänge zu begreifen, wie der, dass ein Fall im Wert der Lebensmittel den Preis der Arbeit senken und damit den Mehrwert steigen lassen kann). „Der Wert“ selbst existiert nicht für sich, sondern nur in Form der anderen

So lassen sich auch weit komplexere Termini, etwa die Zusammensetzung des Kapitals, auf Arbeitswertausdrücke bringen.<sup>124</sup> Mit Hegel könnte man bei dem Verhältnis der Formen zueinander von „Identität und Differenz“ reden: obwohl sie verschieden sind, sind sie darin gleich, Verkörperungen von Wert zu sein – wie die Blüte nicht die Frucht ‚ist‘, aber doch eine Verkörperung derselben Pflanze. Der „Übergang“ zwischen ihnen ist kein apriorischer, begrifflich „notwendiger“, sondern ein *realer* (ein „Regelzusammenhang“, Steinvorth 1977, 12, 25). Er vollzieht sich täglich, kann aber auch jederzeit gestört werden, und zwar exogen wie endogen (MEW 23, 117). Das Verständnis der Krise setzt also das des normalen Fungierens voraus. Die Theorie dieses Fungierens steckt aber nicht schon in den „Kategorien“, sondern erst in den formulierten Gesetzen.<sup>125</sup>

Die Fassung speziell des Geldes als einer Form des Wertes kann seine Rolle in Bezug auf andere Formen klären. Sie ist die eines Mittlers (MEW 40, 563 ff.). Das erlaubt die Unterscheidung verschiedener Funktionen des Geldes. Die Abstraktion vom Geld zurück auf den Wert<sup>126</sup> dient vor allem der übersichtlichen

(etwa in Form des Preises). Dennoch lässt sich sagen, dass seine Größe von der Menge an verkörperter abstrakter Arbeit bestimmt wird. Das ist nicht geheimnisvoller als zu sagen: Bakterien und Pflanzen sind Formen des Lebens, aber ‚das‘ Leben existiert nicht für sich. Dennoch kann man über das Leben Aussagen treffen – etwa, dass Stoffwechsel sein Wesensmerkmal ist, dass Elefanten länger leben als Eidechsen etc. Die Wertformanalyse (MEW 23, 49-84) bereitet darauf vor, was im weiteren Verlauf methodisch geschieht. Sie ist nicht „dunkel und unerklärbar“ (Backhaus 1969, 132), sondern eher ein Musterbeispiel methodologischer Reflektiertheit. Marx arbeitet methodisch sauber: wenn er etwas aufeinander bezieht, sagt er auch, warum man diese Dinge aufeinander beziehen kann. Es muss eine gemeinsame Grundlage geben, um Verschiedenes vergleichen zu können. Marx drückt dies aus, indem er sagt, die „Substanz“ des Wertes ist die „abstrakte Arbeit“ („Werts substanz“, MEW 13, 53, „gesellschaftliche Substanz“, MEW 23, 52). Eine substantialistische Lesart dessen ist verfehlt, denn den Waren, dem Geld etc. wächst die Gegenständlichkeit des Wertes erst in den kapitalistischen Verhältnissen zu (Brentel 1989). Es „geht kein Atom Naturstoff in ihre Wertgegenständlichkeit ein“ (MEW 23, 62). Dennoch muss die Arbeit erst einmal geleistet werden. Dass Marx auch dies ausdrückt (MEW 23, 61 spricht von ihrem „physiologischen Sinn“), ist manchem zu ungeistig (Heinrich 2001a, 159; cf. Fn. 35, 72).

124 Die technische Zusammensetzung (Verhältnis Maschinen/Arbeitern) bringt Marx in eine Wertform (Verhältnis tote/lebendige Arbeit), und in eine Preisform (Verhältnis fixe Kosten/Lohnkosten; MEW 23, 640 ff.). Die Umwandlung ist vonnöten, weil die ursächliche Kraft in der Wertform am besten zu *entziffern* ist (2.1.6, Fn. 119).

125 Marx hat zwar eine Kritik der „Kategorien“ der Nationalökonomie ankündigt (MEW 29, 550). Etwa für die historische Gültigkeit impliziert seine Neufassung der Theorie auch eine solche. Doch das heißt nicht, dass andere, etwa „normativ gehaltvollere“ Begriffe (oder eine Kritik der alten) schon ausreichen würde. Nur wer meint: „Marx [...] holt die Wirklichkeit in den Begriff hinein“ (Reichelt 2002, 180), muss selbst keine ökonomische Theorie mehr treiben – eine Art „faule Vernunft“ (Kant).

126 Sie wird in der Darstellung wieder umgedreht: sie geht vom Tauschwert auf das Geld zu. Das bereitet philosophisch Gebildeten Schwierigkeiten. Die bestehen nur darin, dass es so einfach ist (MEW 32, 11; MEGA II.4, 28).

Darstellung: verschiedene Äußerungen über das Geld beziehen sich auf *verschiedene* Funktionen. Das ist gegenüber herkömmlichen Theorien von hoher Tragweite, etwa noch hinsichtlich des IWF-Credos vom „komparativen Kostenvorteil“ durch Freihandel (s.u.). Was ist nun näher unter Marx' Rede von der „Geldform“ und den „Geldfunktionen“ zu verstehen? Um den Anlass zu verfehlten Philosophisierungen zu vermeiden, kann die Geldform in den Geldfunktionen aufgewiesen werden, statt umgekehrt die Funktionen aus den Formen „abzuleiten“. <sup>127</sup> Marx unterscheidet zwischen den Funktionen des Geldes als Maß der Werte, Standard der Preise, Zirkulationsmittel, Zahlungsmittel, Weltgeld, Wertaufbewahrung und als Kapital. Später kommen Funktionen des Kredits hinzu. Die basalste Funktion, die das Geld erfüllt, ist es, „Maß der Werte“ zu sein (MEW 13, 49 ff.; MEW 23, 109 ff.; MEW 42, 99, 119 ff., 681 ff.). Zwei Waren vergleichen sich erst über den gemeinsamen Bezug auf Geld.

Die Aussage, dass die *Wertgröße* der Waren durch die in ihnen vergegenständlichte abstrakte Arbeit bestimmt wird, <sup>128</sup> führt bei Marx nun nicht dazu, dass sich die Waren *direkt* in Arbeit messen, sondern sie beziehen sich nur aufeinander vermittelt des Geldes. <sup>129</sup> Dahinter steht keine transzendental-logische Notwendigkeit, sondern es ergibt sich „naturwüchsige“ (MEW 42, 98). Es ist damit zwar „historisch“, aber nicht kontingent („Dieselbe Geschichte spielt täglich vor unsren Augen“, MEW 23, 161). Es lässt sich an vielen Phänomenen zeigen, dass Waren nicht oder nicht lange direkt getauscht werden, sondern sich alsbald aufeinander über ein Drittes beziehen. <sup>130</sup>

127 Für die „Selbstverständigung“ (MEW 13 7) benennt Marx die Gefahr hegelianischer Darstellung: „Es wird später nötig sein, [...] die idealistische Manier der Darstellung zu korrigieren, die den Schein hervorbringt, als handle es sich nur um Begriffsbestimmungen und die Dialektik dieser Begriffe [Dialektik der Wertform, CH]. Also vor allem die Phrase: das Produkt (oder Tätigkeit) wird Ware; die Ware Tauschwert, der Tauschwert Geld“ (MEW 42, 85 f.).

128 „Der Wert der Ware aber stellt menschliche Arbeit schlechthin dar, Verausgabung menschlicher Arbeit überhaupt“ (MEW 23, 59). Heinrich 2001a diskreditiert dies als „Arbeitsmengentheorie“ (157) und wendet den Zusammenhang mit dem Geld gegen Marx. Er reißt Ware und Geld auseinander, Geld wird wieder zum Rätsel.

129 MEW 42, 185 f. Auf die Abwehr der Arbeitsgeld-Utopie eines Proudhon kam er in den Grundrissen häufiger, im Kapital dagegen kaum noch zurück (dazu Rakowitz 2000). Die Kritik bestand darin, dass entweder nur die konkrete vergegenständlichte Arbeit gemessen werden könne, was langfristig unökonomisch sei, oder aber eine Instanz vonnöten sei, die den Kurs des Arbeitsgeldes jeweils festlegen müsse – was entgegen den anarchistischen Ambitionen der Stundenzettler Züge eines Despotismus erfordere (MEW 42, 89, 93 u.ö.).

130 Brach wie in Argentinien die Geldzirkulation zusammen und bildeten sich wieder „prämonetäre“ Tauschmärkte, entwickelte sich rasch etwas Drittes zum Maß der Werte (Holz, Wertmarken o.ä.), und schon war neues Geld entstanden. Das frühest bekannte Material, das diese Funktion ausübte, war Salz. Das neoklassische „numéraire“ entspricht dieser Funktion und ist somit nicht falsch, sondern nur unvollständig (anders Heinrich 2001, 68 ff., 251).

In Vorstudien benutzte Marx dafür hegelianische Wendungen (der Tauschwert der Waren tritt aus sich selbst und geht in sein anderes über u.ä., MEW 42, 75 ff.). Dahinter steht eine basale Feststellung.<sup>131</sup> Das Rätselhafte des Geldes ist von seinem Stoff, seiner Substanz unabhängig, denn es zeigt sich schon in seiner krudesten Form, anhand einer Geldware wie etwa des Salzes. Gerade die heuristische Voraussetzung des Geldes als einer Ware gewährleistet es, *nicht* nach der jeweiligen stofflichen Beschaffenheit des Geldes (Gold, Papierscheine, digital-virtuell etc.) zu gehen und so mit jedem Stoff eine neue Logik des Geldes hervorzuzaubern.<sup>132</sup> Das ist der eigentliche Substantialismus in der Geldtheorie. Die Marxkritik, die darin, dass das Geld als Maß des Warenwertes anfangs selbst eine Ware ist, eine Beschränkung sieht, stellt die Sache also auf den Kopf. Das Rätselhafte liegt bereits im Tauschwert selbst, den das Geld (welches es sei) nur repräsentiert. Gerade um diesen Zusammenhang zu sehen, um sich also nicht mehr vom Geldrätsel „blenden“ zu lassen (MEW 23, 108), bestimmt Marx die das Geld als „Form“ des Wertes.<sup>133</sup>

Die weitere Funktion des Geldes, nicht nur qualitatives Maß der Werte, sondern auch quantitativer „Maßstab der Preise“ zu sein (MEW 13, 54; MEW 42, 120; MEW 23, 112), weist mit der Unterscheidung von Wert und Preis voraus auf die Ausführungen im dritten Band. Schon am Anfang des ersten Bandes ist klar, dass sich Werte immer als Preise darstellen müssen.<sup>134</sup> Marx unterstellt aus darstellungstechnischen Gründen zunächst, dass sich Waren zu ihren Werten austauschen, gibt aber von Anbeginn zu erkennen, dass dies im Einzelnen durchaus nicht der Fall sein muss, ja de facto fast nie ist (MEW 23, 117). Zwei Waren spiegeln ihren Wert nicht nur im Medium des Geldes gegeneinander (etwa: zwei Äpfel sind soviel Salz wert wie eine Birne), sondern sie tun dies anhand von *Einheiten* (ein Apfel ist 10 Gramm Salz wert, eine Birne 20 Gramm). So dient das

131 Natürlich kann sie künstlich verrätselt werden. Aber das geht mit allen Dingen, das ist kein theoretisches Problem, sondern eine protophilosophische Grille (Fn. 52). Obwohl Heinrich 1986 den Hegelianismus kritisiert hat, folgt er ihr später selbst: er meint, die Geldform sei nicht korrekt „abgeleitet“ (2001, 223 f., 236 u.ö.). Er schiebt sie nun in eine „Handlungs[!]theorie“ (in den Tausch, 231). Gerade dort aber liegt auch der prämonetäre „Tausch“-Wert. „Um das Marx'sche Geldproblem zu lösen, um also eine adäquate Geldform abzuleiten [!], muss daher die handlungstheoretische Ebene der Warenstruktur untersucht werden“ (Hahn 1999, 125).

132 S.u., Fn. 150. „Ich setze überall in dieser Schrift, der Vereinfachung halber, Gold als die Geldware voraus“ (MEW 23, 109; Hvg. CH; cf. 132, MEW 13, 49). Diese Voraussetzung lässt sich wieder aufheben, wenn der Grundmechanismus, zu dessen Darstellung sie dient, verstanden ist. Wer Marx auf eine Goldwährung festlegt, unterläuft diese Didaktik. Heinrich vernetzt sie, entgegen Marxens ausdrücklicher Anweisung. Er unterstellt Marx „grundsätzlich“ eine Bindung an eine Geldware, das sei sein „Defekt“ (Heinrich 2001a, 161; siehe Fn. 153).

133 „Eigenschaften, die als besondere Eigenschaften des Geldes aufgezählt werden, sind Eigenschaften der Ware als Tauschwert [...] Tauschwert der Ware, als besondere Existenz neben der Ware selbst, ist Geld“ (MEW 42, 77).

134 Preis „ist der Geldname der in der Ware vergegenständlichten Arbeit“ (MEW 23, 116).

Geld als Maß der Preise.<sup>135</sup> Um diese Funktion auszuüben, muss es keineswegs in der Hand der Tauschenden vorhanden sein, die Messung ist „ideell“.<sup>136</sup>

Die Verselbständigung dieser Funktion des Geldes führt zur Entstehung von „Münzen“, also institutionell geprägter Formen des Geldes (MEW 13, 87 ff.). Dies verleitet zu der perspektivischen Täuschung, der Staat oder sonstige geldprägende Institutionen *erzeugten* das Geld. Tatsächlich *bemächtigt* er sich lediglich dieser schon bestehenden Funktionen.<sup>137</sup> Marx redet bereits auf dieser noch sehr greifbaren Ebene vom „Zeichencharakter“ des Geldes, speziell der Münze („Relativ wertlose Dinge, wie Papier, können also als Symbole des Goldgeldes funktionieren“, MEW 13, 93). Darin lauert eine weitere Möglichkeit der Störung, denn das Zeichen kann immer auch falsch anzeigen: der Name der Einheit der Geldsubstanz muss nicht mit dem Namen des sich herausbildenden Geldes übereinstimmen (etwa: ein Pfund Gold nicht mit dem englischen „Pfund“).<sup>138</sup> Münzfälschungen und sonstige Erschütterungen des Geldsystems durch Schwankungen des Goldpreises oder Inflation sind hier anzusiedeln. Die Waren haben allerdings einen Wert, der sich in Geld nur *ausdrückt*.<sup>139</sup>

135 „Am Maß der Werte messen sich die Waren als Werte, der Maßstab der Preise misst dagegen Goldquanta an einem Goldquantum“ (MEW 23, 113).

136 „Da der Ausdruck der Warenwerte in Gold ideell ist, ist zu dieser Operation auch nur vorgestelltes oder ideelles Gold anwendbar. Jeder Warenhüter weiß, dass er seine Waren noch lange nicht vergoldet, wenn er ihrem Wert die Form des Preises oder vorgestellte Goldform gibt, und dass er kein Quentchen wirkliches Gold braucht, um Millionen Warenwerte in Gold zu schätzen“ (MEW 23, 110; MEW 13, 59 ff., MEW 42, 77, 122) Doch obwohl „nur vorgestelltes Geld zur Funktion des Wertmaßes dient, hängt der Preis ganz vom reellen Geldmaterial ab“ (MEW 23, 111). Vorausgesetzt ist entwickelte Arbeitsteilung und Produktion für den Markt.

137 Cf. Stephan 1974. Das ist die Idealismusfalle (der Schluss von Form und Inhalt, 2.5.2), in der ein Ort zur Ursache wird (im Bewusstsein = durch das Bewusstsein, im Tausch = durch den Tausch, in Form des Staates = vom Staat).

138 „Bei aller metallischen Zirkulation bilden daher die vorgefundenen Namen des Gewichtsmaßstabs auch die ursprünglichen Namen des [...] Maßstabs der Preise“ (MEW 23, 112). „Die Geldnamen der Metallgewichte trennen sich nach und nach von ihren ursprünglichen Gewichtsnamen“ (114). Ändert der Staat den Kurs (ein Pfund Gold sei nicht mehr ein, sondern zwei Pfund Sterling wert), so hat er nicht den Reichtum vermehrt, sondern den Geldnamen verändert („Es ist bloß andre Namensgebung“, MEW 42, 124): Eine Ware kostet jetzt in Geld doppelt soviel wie zuvor, tauscht sich aber gegen andere Waren noch genauso aus: „Nach wie vor bleiben bestimmte Metallgewichte Maßstab des Metallgeldes. Was sich geändert, ist Einteilung und Namensgebung“ (MEW 23, 115).

139 „Die Ware ist Tauschwert, aber sie hat einen Preis“ (MEW 42, 121). Genau das unterläuft wiederum Heinrich 2001a, 159, wenn er meint, dass „die Produkte erst im Tausch zu Waren werden“ (ähnlich Hahn 1999, 129; Reichelt 2002, 151). Die Waren werden vielmehr für den Tausch produziert und gehen mit Wert in ihn hinein. Dass die Gefahr besteht, ihn nicht zu realisieren, heißt nicht, dass sie ihn nicht haben. „Um in der Zirkulation als Preise zu erscheinen, sind die Waren der Zirkulation als Tauschwerte vorausgesetzt“ (MEW 13, 51).

Das Geld hat in dieser Funktion eine nur beschränkte Funktion, „gilt“ nur innerhalb je einer Volkswirtschaft. Im Marx'schen Bild ist dies wieder nur *eine* Funktion des Geldes. Illusionen über die ökonomische Potenz des Staates hängen von einem zu hermetischen Verständnis dieser Grenze ab.<sup>140</sup>

Ausgehend von dieser relativ greifbaren Gestalt des Geldes kommt Marx auf die Funktionen, die das Geld in der einfachen Zirkulation erfüllt. Hier muss es nun tatsächlich besessen werden.<sup>141</sup> Die Formel W-G-W (Ware-Geld-Ware) gibt diese Funktion wieder: Geld ist hier *Zirkulationsmittel* (MEW 42, 124 ff., 696 ff.; MEW 13, 69 ff.; MEW 23, 118 ff.). Der Händler will seine Ware nicht nur in Geld messen, sondern wirklich verkaufen. Der Schuster bekommt für seine Schuhe Geld. Davon kauft er Brötchen und Milch. Zweck des Geldes ist es nun,

140 Das Geld erhält „als Münze lokalen und politischen Charakter, spricht verschiedene Landessprachen und trägt verschiedene Nationaluniform. Die Sphäre, worin das Geld als Münze umläuft, scheidet sich daher als innere, durch die Grenzen eines Gemeinwesens umschriebene Warenzirkulation von der allgemeinen Zirkulation der Warenwelt ab“ (MEW 13, 87). „Die Einmischung des Staats [...] scheint das ökonomische Gesetz aufzuheben. [...] Indes ist diese Macht des Staats bloßer Schein. Er mag beliebige Quantität Papierzettel mit beliebigen Münznamen in die Zirkulation hineinschleudern, aber mit diesem mechanischen Akt hört seine Kontrolle auf. Von der Zirkulation ergriffen, fällt das Wertzeichen [...] ihren immanenten Gesetzen anheim“ (MEW 13, 98). Zur *Staatlichen Theorie des Geldes* Knapp 1905 (2.4.3, Fn. 54), Lipietz 1985, Altwater 1991, 1997; vgl. Reichelt 2002, 187.

141 Genau dies ist der Schritt, den die Wertformanalyse nicht mehr vollzog. In einer Reprise versucht Reichelt erneut, die „Geldform“ bei Marx zu problematisieren. Seine Rekonstruktion (2002, 145), die mehr auf Hegel und Simmel als auf Marx zurückgeht, bezieht sich auf das, was die Tauschenden dabei „im Bewusstsein“ vollziehen (152). Das entspricht bei Marx der Funktion des Geldes als Maß der Werte: Sie ist „ideell“, setzt nur „im Kopf“ (MEW 42, 77, 122) die Ware in Geld um. Real vorausgesetzt dafür ist gesellschaftliche Teilung der Arbeit und formale Gleichheit unter den Menschen. Es ist eine Schätzung des in der Ware vorhandenen Wertes (nicht der Wert wird „konstituiert“, 156, sondern die Wertgröße *geschätzt*). Reichelt will auch die realen Voraussetzungen als Setzungen im Fichteschen Sinne „rekonstruieren“ („Setzungsakt“, 159). Methodisch erinnert dies an die Elimination des Dings an sich durch Hegel (cf. 2.5.1). Die Schätzung des Wertes im Preis bezieht sich aber auf ein etwas (den Wert), der zuvor schon (an sich) vorhanden ist. Dass es im Tausch zu Abweichungen des Preises vom Wert kommen kann, heißt nicht, dass der Wert im Tausch *entsteht*. Da Reichelt Marx' Aussagen wie Backhaus als „schlechthin unbegreiflich“ und „völlig unzureichend“ hinstellt (146 f.), übernimmt er bruchlos Vorstellungen anderer Autoren, von Simmel etwa diese neoklassische Sage (151), von Hegel und Adorno die Vergeistigung, dass Geld der „existierende Begriff“ sei (150). So werden Marx' Bemerkungen über die geschichtliche Entstehung der Wertform (lange vor dem Kapitalismus) zu erkenntnistheoretischen Prozessen „im Bewusstsein“, die sich „logisch unbewusst“ (157) vollziehen. Diese Konfusion verdankt sich vor allem der Nichtunterscheidung der Geldfunktionen. Damit gibt Reichelt jedoch implizit, wie auch Heinrich und Backhaus, die Arbeitswertlehre auf (147). „Bewusstsein“ heißt bei Marx stets „bewusstes Sein“ – diese Voraussetzungen selbst noch als „unbewusstes“ logische „Setzung“, als „Konstitution“ des Bewusstseins zu fassen, ist eine unübersehbare Erblast des Deutschen Idealismus (2.5.2).

ausgegeben zu werden. Am Ende steht der Konsum. Geld vermittelt den Tausch zwischen Schuhen und Lebensmitteln, es erscheint hier nur als Übergangsform (Hegel würde sagen: es ist nur im Verschwinden). Vorausgesetzt dafür ist eine entwickelte Teilung der Arbeit und damit die Vergleichbarkeit der Arbeitsprodukte untereinander. Indem der Schuster Schuhe herstellt, vertraut er darauf, dass jemand anderes *keine* Schuhe herstellt und ihm dafür Geld gibt; weiterhin darauf, dass er für sein Geld Brötchen bekommt, also jemand *diese* für den Markt herstellt etc. Auf diesem direkten Tausch einer Ware gegen Geld (purchase) beruht die Quantitätstheorie des Geldes, nach der die Menge des Geldes die Preise der Waren bestimmt: Gibt es viel Geld und wenig Waren, seien diese teuer, bei wenig Geld und vielen Waren dagegen billig. Marx korrigiert sie schon auf dieser Ebene: da das Geld den Wert der Ware nur ausdrückt, hat die Ware den Primat.<sup>142</sup> Folglich bestimmt nicht die Menge des Geldes den Preis der Waren, sondern umgekehrt: der im Preis *ausgedrückte* Wert der Waren, den sie bereits haben, erheischt zu seiner Zirkulation eine bestimmte Menge Geld.<sup>143</sup> Das ist nicht dasselbe, sondern zeigt eine Abkünftigkeit an, die für Betrachtungen des Finanzsektors zentral ist (sie lässt sich von dort rückwirkend belegen, Shaikh 1995).

Die Formel der einfachen Warenzirkulation W-G-W sieht zwar einfach aus.<sup>144</sup> Doch in ihr ist erheblich mehr enthalten als in der *unmittelbaren* Gleichsetzung von Kauf und Verkauf in Says Gesetz, auf dem die neoklassische Gleichgewichtstheorie aufruht.<sup>145</sup> Darin, dass Kauf und Verkauf zeitlich auseinander treten, drückt sich eine Möglichkeit der Krisen aus. Waren können unverkäuflich bleiben, Geld kann keine Ware finden.<sup>146</sup> Die Einsicht, dass die Bewegungen des Geldes einen Einfluss haben (die als „Nichtneutralität“ des Geldes gefasst wird), ist schon hier zu lokalisieren.<sup>147</sup>

142 Zwei Waren lassen sich notfalls auch ohne Geld tauschen, doch Geld ohne zu kaufende Ware ist nichts wert. Geld kann man nicht essen, wie schon die Cree sagten.

143 „Die Voraussetzung der Geldzirkulation ist die Warenzirkulation, und zwar zirkuliert das Geld Waren, die Preise haben“ (MEW 13, 84; MEW 42, 125; 23, 131).

144 Sie muss nicht rein historisch gelesen werden, doch entspricht ihr, anders als Rakowitz 2000 meint, in der Wirklichkeit durchaus etwas: so die Struktur des Handwerks, das zwar für den Markt produziert, aber dabei wenig mehr als seine eigene Arbeitskraft sowie die seiner Familie reproduziert – es findet keine Akkumulation statt. Auch an die Wirtschaftsweise vieler traditionaler Gesellschaften in der Dritten Welt ist zu denken. W. Becker 1974 hält die Formel für so einfach, dass damit gar nichts gesagt und sie daher unsinnig sei (s.u., Fn. 47).

145 „Das metaphysische Gleichgewicht der Käufe und Verkäufe beschränkt sich darauf, dass jeder Kauf ein Verkauf und jeder Verkauf ein Kauf ist, was kein sonderlicher Trost für die Warenhüter, die es nicht zum Verkauf, also auch nicht zum Kauf bringen“ (MEW 13, 78). Zur Gleichgewichtsannahme vgl. auch Hahn 1999, 14 ff.

146 Cf. MEW 23, 128; cf. MEW 13, 77; MEW 42, 128. Für eine aktuelle Krise muss allerdings noch mehr hinzukommen (MEW 23, 128; cf. Hahn 1999, 130 ff.).

147 Zur Neutralität des Geldes in der Neoklassik Hahn 1999, 17 ff., 40 ff. Hufschmidt 1999, 31 ff. beschreibt, wie Geschäfte mit Währungsspekulationen auf dem zeitlichen Auseinandertreten von Kauf und Verkauf beruhen: Steigt der Kurs einer Währung, in der jemand sein Geld erhält, nach dem Abschluss des Vertrages, aber vor



Mit der Zahlungsverzögerung ist bereits eine Art des Kredits erfasst (der Handelskredit, cf. Luhmann 1998, 348), die zur nächsten Funktion überleitet. Werden solche Geldzirkulationen zur Regelmäßigkeit, wird das Geld als *Zahlungsmittel* gebraucht (MEW 13, 115 ff., MEW 23, 148 ff.). Diese weitere Differenzierung der Geldfunktion sieht erneut nur auf den ersten Blick haarspalterisch aus – tatsächlich beruht auf ihr zu einem großen Teil der Bankensektor. Der Schuster beziehe nun regelmäßige Leder von einem Lieferanten, und übergebe diesem dafür einen Teil seiner gefertigten Schuhe zum Vertrieb. Zwischen ihnen zirkulieren also Waren. Bezieht der Schuster für 800 \$ Leder und liefert Schuhe im Wert von 1000 \$, so beläuft sich der Wert der zirkulierenden Waren auf 1800 \$. Die beiden können jedoch, um die zwischen ihnen ausstehenden Zahlungen zu tätigen, deren Werte gegeneinander aufrechnen. Geld in seiner Funktion als *Zahlungsmittel* zirkuliert dann nur im Wert von 200 \$.<sup>148</sup> Daraus erhellt, dass – sogar ungeachtet der Umschlaggeschwindigkeit des Geldes – auch mit wenig Geld viele Waren zirkulieren können, die reine Menge zirkulierenden Geldes also nur einen beschränkten Einfluss auf die Preise hat.<sup>149</sup> Auch dies widerstreitet der Quantitätstheorie des Geldes. Die Ausgleiche der Zahlungsbilanz kann „ausdifferenzieren“, also Personen übertragen werden, die sich auf dieses Geschäft spezialisieren – die Banken. Darauf beruht das „Kreditgeld“.<sup>150</sup>

---

Auslieferung der Ware, macht er einen Zusatzgewinn. Er kann jedoch genauso gut Verlust machen. Daher haben sich ganze Geschäftssparten auf die Minimierung solcher Risiken oder die Ausschöpfung der möglichen Gewinne durch den „Geldhandel“ spezialisiert. Die Logik dahinter ist einfach, es bedarf keiner irgend ‚neuen‘ Logik. „Die Trennung zwischen Verkauf und Kauf macht mit dem eigentlichen Handel eine Masse Scheintransaktionen vor dem definitiven Austausch zwischen Warenproduzenten und Warenkonsumenten möglich. Sie befähigt so eine Masse Parasiten, sich in den Produktionsprozess einzudrängen und die Scheidung auszuheben“ (MEW 13, 79).

148 Das setzt ein Vertrauen voraus, welches erst mit der Regelmäßigkeit solcher Zahlungen erwartbar ist. Diesen Ursprung kann man noch an Namen wie „bankers trust“ ablesen (Luhmann 1973 dagegen hat es entökonomisiert).

149 „Im Umlauf des Zirkulationsmittels wird der Zusammenhang zwischen Verkäufern und Käufern nicht nur ausgedrückt. Der Zusammenhang selbst entsteht erst in und mit dem Geldumlauf. Dagegen drückt die Bewegung des Zahlungsmittels einen schon [...] fertig vorhandenen gesellschaftlichen Zusammenhang aus“ (MEW 23, 151).

150 „Der Charakter von Gläubiger oder Schuldner entspringt hier aus der einfachen Warenzirkulation“ (MEW 23, 149). „Das Kreditgeld entspringt [...] der Funktion des Geldes als Zahlungsmittel, indem Schuldzertifikate für die verkauften Waren [...] wieder zur Übertragung der Schuldforderungen zirkulieren“ (153 f.; cf. MEW 25, 413 ff.). Ähnliches tritt im internationalen Handel auf (Brunoff 1976, 99 ff.; Itoh 1999). Wie folgende Überlegung klar macht, wird der Effekte der Verzögerung durch die Digitalisierung *nicht* aufgehoben (so Altvater 1997): A kann per Knopfdruck sofort einen Kredit von 1 Mio. \$ zu 10 % aufnehmen, mit dem er in etwas investiert, was einen potentiellen Profit von 200 000 \$ erbringt (also nach Zinsen 100 000 \$). Bank B kann nun im selben Moment mit den Schuldscheinen handeln, während A seinen Besitz weiterverkauft (dies beides wären dann „Derivate“). Der

In den bisherigen Geldfunktionen waren immer auch Unsicherheiten möglich. Denkbar wurden bis jetzt Münzfälschungen oder andere Schwankungen des Geldnamens, Handelskrisen und in deren Folge De- oder Inflationen, zuletzt wären Komplikationen durch den Zahlungsaufschub, Verluste durch Wechselkurschwankungen zwischen Kauf und Verkauf oder gar der Bankrott einer Bank denkbar. Die Funktion des Geldes als „Weltgeld“ (MEW 23, 156 ff.; MEW 13, 125 ff.; cf. MEW 42, 153 f.) ist bereist eine *Reaktion* darauf. Man kann sich folgende Hierarchie von Geldformen denken, die eine zunehmende Sicherheit aufweist: Real greifbares Geld kann verloren gehen, gestohlen oder vernichtet werden (durch Brand, Ausgabe neuer Scheine etc). Bringt man es auf die Bank, so kann diese nicht nur ausgeraubt werden oder bankrott gehen, sondern das Guthaben dort ist an die Schwankungen der eigenen Währung gebunden. Fällt der Kurs, so kann ein Vermögen schnell zerrinnen. Mehr Sicherheit kann also ein Konto bringen, das in Dollar geführt wird – wie es etwa in Argentinien viele Menschen besaßen. Doch das Einfrieren dieser Konten im Zuge der Finanzkrise hat gezeigt, das selbst dies nicht immer Sicherheit bietet. Der nächste Schritt wäre ein Dollarkonto in den USA – dies wäre „Weltgeld“. Doch auch hier lassen sich unschwer Situationen denken, die das Geld einer Entwertung aussetzen.<sup>151</sup>

Dieses Szenario zeigt die *Funktion*, die das Geld als „Weltgeld“ anstrebt: Sicherheit, und zwar vor allem im internationalen Zahlungsverkehr.<sup>152</sup> Nicht gesagt

Bezug auf den potentiellen Profit ist damit zwar undurchsichtiger geworden, aber nicht verschwunden. Die Erwirtschaftung des Profites braucht notwendigerweise Zeit (Produktion der Waren, Auslieferung, Verkauf, Rückfluss des Geldes). Wird nicht der erwartete, sondern ein geringerer Profit eingefahren (etwa 20 000 \$), so hat A große Schwierigkeiten, B den Kredit zurückzuzahlen. Dieser Effekt kann zwar durch den Derivat Handel in größere Zusammenhänge eingespeist werde (nicht mehr A hat das Problem mit B, sondern C, der A's Besitz gekauft hat, mit D, der B's Schuldschein besitzt – was sich auf diverse Personen aufteilen kann). Doch eine Illusion ist es zu denken, dass dadurch das Problem verschwindet. Es liegt nur auf anderen Schultern. (Selbst wenn C und D die Derivate noch mit Gewinn weiterverkauft haben – die Struktur einer „Blase“ –, heißt das nur, dass jetzt E und F am Zug sind und dafür zahlen müssen). Die „Form“ kann den „Inhalt“ zwar modifizieren (eine Krise verschleppen, Spuren verwischen o.ä.), aber nicht verschwinden lassen. Dieser Schein verdankt sich dem neoklassischen Paradigma, dass die Produktion immer schon ausgeblendet hat. Sie ist nicht „heute“ durch irgendeine technische Neuerung verschwunden, sondern war in dieser Optik noch nie da. Vgl. zur „Blase“ (bubble): „Die innere Abhängigkeit, die äußere Selbständigkeit treiben es bis zu einem Punkt, wo der innere Zusammenhang gewaltsam, durch eine Krise, wiederhergestellt wird“ (MEW 25, 316).

151 Das Beispiel entstammt einer Vorlesung von Anwar Shaikh im November 2002. Das horrende Außenhandelsdefizit der USA legt eine Abwertung des Dollar nahe.

152 „Als internationales Geld endlich vollziehn die edeln Metalle wieder ihre ursprüngliche Funktion als Tauschmittel, die, wie der Warenaustausch selbst, nicht im Innern der naturwüchsigen Gemeinwesen, sondern an den Berührungspunkten verschiedener Gemeinwesen entsprang“ (MEW 13, 125). „Ein Teil der aufgehäuften Schätze dient [...] bei jedem Volk als Reservefonds des Weltgeldes, der sich bald entleert, bald wieder füllt, entsprechend den Oszillationen des Warenaustausches“

ist hingegen, dass diese Funktion immer schon *erfüllt* ist.<sup>153</sup> Dass das Gold diese Funktion lange Zeit erfüllt hat und zum Teil immer noch erfüllt,<sup>154</sup> ist sachlich nachvollziehbar, nicht aber „begrifflich notwendig“. Dass es die Funktion des Geldes als „Weltgeld“ *gibt* und geben muss, zeigen die Bemühungen, innerhalb größerer Wirtschaftsgebiete einheitliche Währungen zu schaffen – neben dem Dollar, der schon länger solche Funktionen ausübt, etwa Euro und Asean, in Planung ist auch ein panarabischer Golddinar. Weltgeld ist das, was bleibt, „when the music stops“ (nach Hicks, cf. Chick 2001, 228). Die anhaltende Popularität des *Goldes* erklärt sich daraus, dass Wirtschafts- und Finanzkrisen auch ganze Regionen erschüttern können. Es ist relativ sicher oder zumindest aus *anderen* Gründen unsicher als Geld in Landeswährung, und dennoch, anders als Grundbesitz, jederzeit und überall austauschbar. Daran hat sich wenig geändert, auch wenn philosophische Tagesmoden immer neue Stadien ausrufen (etwa des digitalen Geldes, Fn. 150, 153).

---

(MEW 13, 126). Als „von der Goldsubstanz selbst losgelöstes Wertzeichen“ (MEW 13, 95) bedarf auch heutige Währung noch der Konvertibilität in eine andere – sei es in das „Weltgeld“ Dollar, sei es notfalls in die Bankdeckung in Gold. Solche „Geldware“ wird besonders in Krisen nachgefragt. Es ist ein Funktions-, kein Substanzbegriff, und zwar einer, der eine langfristige Dimension hat.

- 153 Marx deckt schon in seinen Grundbestimmungen Möglichkeiten von Krisen auf. Es ist daher kaum sinnvoll, die Gültigkeit seiner Theorie ausgerechnet durch Geldkrisen in Frage stellen zu wollen. Marx hat diese fragile Funktion beschrieben. Doch Heinrich meint, Marx habe „das Geld [!] grundsätzlich an eine Geldware gebunden“ (2001a, 161; s.u., Fn. 131). Er kommt zu dem Schluss, mit „dem Zusammenbruch des Währungssystems von Bretton Woods in den frühen 1970er Jahren“ habe sich die Situation gegenüber Marx „grundsätzlich“ gewandelt. Im Gegenteil: Marx beschreibt gerade diese ständige Unsicherheit. Der Goldstandard wurde übrigens erst 1870 international etabliert, also nach der Niederschrift des *Kapital* (Eichengreen 1996). Er war die zeitweilige Antwort auf eine Frage, die weiterhin besteht und die Marx theoretisch erfasst hat. Heinrichs „monetäre Werttheorie“ unterscheidet die Funktionen des Geldes nicht und verheddert sich so in diesen. Auch Marx weiß, „dass das Geld als Gold und Silber, soweit es nur als Zirkulations-Tauschmittel ist, durch jedes andere Zeichen [...] ersetzt werden kann, [...] weil das materielle Geld als bloßes Tauschmittel selbst symbolisch ist“ (MEW 42, 142). Nur gibt es bei Marx, anders als in der Neoklassik, noch andere Geldfunktionen, in denen Gold eine Rolle spielen kann. Es gibt einen antisubstantialistischen Affekt, der sich auf alles bei Marx wirft, was nach Substanz klingt: Geldware, abstrakte Arbeit etc. Das entspricht der „anti-essentialistischen“ Postmoderne (Callari 1995, Bonacker 2000, Martin 2002, Antonio 2003, *Rethinking Marxism* etc.), wird aber dem Sinn dieser Termini gerade nicht gerecht. Ihr präziser Sinn wird so preisgegeben.
- 154 Kolesnikov 2002 etwa berichtet, dass asiatische Zentralbanken angesichts der zu erwartenden Instabilität des Dollars ihre Dollarreserven abschmelzen und ihre Goldreserven aufstocken. Gold ist nach wie vor eine verlässliche Form des Geldes, die keinen Wechselkurschwankungen ausgesetzt ist (wohl aber Preisschwankungen) und die daher recht inflationssicher ist. Die USA mussten die Goldbindung des Dollar deswegen aufgeben, weil ihre Zentralbank die Golddeckung des Dollar nicht mehr garantieren konnte. Der Dollar selbst ist jedoch nach wie vor „Weltgeld“ geblieben: mit ihm kann man noch immer an vielen Orten der Welt bezahlen.

Sofern es der Sinn dieses Geldes ist, *nicht* ausgegeben zu werden, nennt Marx es „Schatz“ (MEW 13, 104 ff.; MEW 42, 156 f.; MEW 23, 144 ff.; Keynes kannte für das „hoarding“ nur psychologische Motive, 1936, 208). Entstanden ist diese Funktion aus der *vorkapitalistischen* Variante des Schatzbildners, der das Geld um seiner selbst willen der Zirkulation entzog.<sup>155</sup> Im Kapitalismus übernimmt der Schatz eine andere Funktion, nämlich die eines „Puffers“: wenn die Preissumme der Waren die zur Zirkulation benötigte Geldmenge bestimmt (unter Berücksichtigung der Umschlagszeit) und nicht umgekehrt, kann „überflüssiges“ Geld in die Schatzbildung eingehen. Da sich im Kapitalismus, der eine Produktion auf *Verdacht* hin ist, die verkäufliche Warenmenge stets verändert, ist eine hohe Flexibilität der Zirkulation nötig. Überraschend zusätzlich nötiges Geld schmilzt den Schatz ein, überflüssiges füllt ihn an.<sup>156</sup> Dies ist ein dritter Aspekt, den die Quantitätstheorie des Geldes übergeht: überschüssiges Geld wird, statt auf den Markt geworfen zu werden und so die Preise zu erhöhen (und sich selbst zu entwerten), eher ins Ausland gehen, um Luxusgüter zu erwerben oder angelegt zu werden, oder es wird eben gehortet. Es entgeht so der Binnenzirkulation – und damit auch der Quantitätstheorie.

Etwas, was erst durch die Ansammlung großer Mengen ungenutzten Geldes möglich wird, in der Quantitätstheorie des Geldes allerdings nicht zu denken ist, ist die Verwandlung des Geldes in *Kapital* (MEW 23, 161 ff.; MEW 42, 165 ff.). Schon vor der Ausdifferenzierung der Gesellschaft in kapitalbesitzende und arbeitende Klassen gibt es eine Ungleichverteilung des Reichtums, die deren stete Reproduktion und Verschärfung im Kapitalismus historisch erst ermöglichte (die „ursprüngliche Akkumulation“, MEW 23, 741 ff.; cf. Perelman 2000).

155 Für die Schatzbildung muss das Geld „verhindert werden zu zirkulieren oder als Kaufmittel sich in Genussmittel aufzulösen. Der Schatzbildner opfert daher dem Goldfetisch seine Fleischeslust. Er macht Ernst mit dem Evangelium der Entsagung“ (MEW 23, 147). Max Webers *Geist des Kapitalismus* (1904) beschreibt vorkapitalistische Zustände (cf. 2.4.6, Fn. 138; 2.6.6, Fn. 171). „Die Aneignung des Reichtums in seiner allgemeinen Form bedingt also die Entsagung auf den Reichtum in seiner stofflichen Wirklichkeit. [...] Der Schatzbildner verachtet die weltlichen, zeitlichen und vergänglichen Genüsse, um dem ewigen Schatz nachzujagen, den weder die Motten noch der Rost fressen, der ganz himmlisch und ganz irdisch ist“ (MEW 13, 107; cf. Engels, MEW 1, 503). Diese Ansammlung von Reichtümern war für Marx eine Ausgangsbedingung für die Entwicklung des Kapitalismus: „Die Vorepoche der Entwicklung der modernen industriellen Gesellschaft wird eröffnet mit der allgemeinen Geldgier, sowohl der Individuen wie der Staaten [...] Das Jagen nach Gold in allen Ländern führt zu ihrer Entdeckung; zu neuer Staatenbildung; zunächst zur Erweiterung der in die Zirkulation kommenden und zu neuen Bedürfnissen (führenden) und entfernte Weltteile in den Prozess des Austausches und Stoffwechsels ziehenden Waren“ (MEW 42, 151).

156 Wie viele Waren losgeschlagen werden, ist nie vorher klar, sondern muss antizipiert werden. Nicht nur die Waren, auch das Geld bildet daher Vorräte. „Man hat gesehen, wie mit den beständigen Schwankungen der Warenzirkulation in Umfang, Preisen und Geschwindigkeit die Umlaufmasse des Geldes rastlos ebbt und flutet. Sie muss also der Kontraktion und Expansion fähig sein“ (MEW 23, 148).

Hiermit ist die Geldtheorie schon abgeschlossen. Sie leitet über zu dem, was weit wichtiger ist: zur Theorie des *Kapitals*.<sup>157</sup> Der Übergang ist stilistisch meisterhaft, da das Kapital schon in der einfachen Zirkulation enthalten ist, nur eben „verkehrt“. Die Zirkulation der Waren (W-G-W) endet mit dem Konsum und benötigt daher stets neuen ‚Input‘.<sup>158</sup> Insofern setzt die einfache Zirkulation auf längere Sicht mindestens einfache Reproduktion voraus. Doch jeder einzelne Akt hat eine perspektivische Gegenseite (W-G entspricht von der Seite des Käufers G-W, G-W von der Seite des Verkäufers W-G). *Derselbe Prozess* lässt sich also auch umgekehrt betrachten (G-W-G): nun ist nicht das Geld das Verschwindende, sondern die Ware, aber nicht weil sie gegessen, sondern weil sie verkauft wird. Nicht Geld zirkuliert hier Ware, sondern Ware Geld. Das Geld ist hier nicht mehr Mittel, sondern Zweck. In der Form, wie es hier auftritt, *ist es* schon Kapital – Handelskapital.<sup>159</sup>

Aus dem Blickwinkel einer Geldtheorie bleibt die erweiterte Formel des Kapitals (G-W-G': aus Geld wird *mehr* Geld) jedoch rätselhaft. Die Frage bleibt, wo dieses „mehr“ eigentlich herkommt. Termini wie Enthaltsamkeit, waiting, „Risikoprämie“ oder die Feststellung, aus Geld werde mehr Geld, *wiederholen* nur die Frage in Form einer Mystifizierung.<sup>160</sup> Mag das einzelne Handelskapital auch einen Mehrwert ( $\Delta G = G' - G$ ) aus Raub ziehen, gesamtwirtschaftlich betrachtet muss dem Gewinn auf der einen Seite auf der anderen Seite ein *Verlust* entsprechen (was nicht hindert, dass eine ganze Nation eine andere berauben kann).<sup>161</sup> Mit „Geldtheorie“ kommt man hier also nicht weiter.

157 „Das Geld kommt in allen späteren Verhältnissen wieder vor, aber dann fungiert es eben nicht mehr als bloßes Geld“ (MEW 42, 176). Die jeweils konkrete Form des Geldes ist von daher stets nur von Sonderinteresse.

158 Das Geld wird vom Warenkäufer ausgegeben, es „verschwindet“; auch die Waren fallen aus der Zirkulation heraus, da sie früher oder später „aufgegessen“ werden. (Im Englischen wird der Ausdruck „eat“ auch benutzt, wenn etwas zerstört wird, z.B.: „the machine ate my card“.)

159 Der Übergang zwischen *Perspektiven* bei Marx und Kant bereitet kein theoretisches Problem, wohl aber der Übergang zwischen *Seinsbereichen*, zu denen Perspektiven in verunglückten Rezeptionen geraten. Die monetäre Werttheorie hat ein „Übergangsproblem“ (Hahn 1999, 49) zwischen Lebens-(=Handlungs-)welt und System.

160 Darauf beruht der Einspruch von Rakowitz 2001 (cf. Bonefeld 1995) gegen Theorien aus dem Umkreis der Bahamas und dem ISF (2000; s.u., Fn. 57; 2.6.4; Fn. 96).

161 Shaikh veranschaulicht die Werterhaltung so: verkauft jemand eine Stereoanlage für 1000 \$, so ist das eine gesamtwirtschaftliche ‚Wertschöpfung‘ von 1000 \$. Wenn diese Stereoanlage allerdings zuvor gestohlen wurde, steht dem ein Verlust von 1000 \$ gegenüber; die ‚Wertschöpfung‘ ist also Null. Die einstigen Theorien des „unequal exchange“ beruhten auf einer ähnlichen Vorstellung (Emmanuel 1972, cf. McLellan 1979, Shaikh 1979): im Handel mit vorkapitalistischen Gesellschaften können Waren unter Wert erworben und daheim mit hohem Gewinn losgeschlagen werden, da diese im Tausch (etwa gegen Glasperlen) andere Wertmaßstäbe anwenden als im Land der Käufer gelten. Handelskapital im Kapitalismus dagegen kann nicht vom Raub leben; selbst wenn es „rauben“ würde, muss das Geraubte irgendwo herkommen. Wäre es frei zugänglich, würde es niemand kaufen.

„Geldtheorie“ ist für Marx’ *eigene* Theorien eher eine Propädeutik: sie soll primär Missverständnisse über die Natur des Geldes abwehren. Zu Marx’ Geldtheorie ist damit eigentlich alles gesagt. Gegenüber *anderen* ökonomischen Theorien ist Marx’ Bestimmung des Geldes allerdings brisant. Dies lässt sich an drei Grundbausteinen der Schulbuchökonomie zeigen, die mit einem Marx’schen Verständnis des Geldes nicht möglich sind.<sup>162</sup> Mit Marx lassen sich diese „monetären“ Thesen kritisieren. Es handelt sich dabei um Aussagen über den Außenhandel (den „komparativen Kostenvorteil“), die Inflation (die „Phillipskurve“) und die Selbstvermehrung des Geldes (den „Multiplikator“). Die erste These besagt, dass ein wirtschaftlich schlechtergestelltes Land aus dem Handel mit einem bessergestellten profitieren kann. Dies stellt eine Rechtfertigung des *Freihandels* dar, der bekanntlich einer der Basiszüge des neoliberalen Weltbildes ist (auch wenn sich mächtige Nationen daran nur so lange halten, wie es zu *ihrem* Vorteil ist, und sonst Protektionen einsetzen). Zur Erläuterung wird oft folgendes Modell von Ricardo (1817, 82 ff.) benutzt: Land A und Land B produzieren Tuch und Wein, Land B allerdings zum Stückpreis von 45 und 40 Einheiten Weltgeld (Gold), das schlechtergestellte Land A zum Preis von 50 und 60 GE:

	Land A	Land B
Tuch (Produktionspreis)	50	45
Wein (Produktionspreis)	60	40

**Tabelle 12: Der komparative Kostenverteil**

Klarerweise wird Land A hier *beide* Waren importieren. Daher fließt in umgekehrter Richtung Gold nach Land B. Nach der Quantitätstheorie des Geldes führt dies dazu, dass in Land B die Preise steigen, während sie in Land A fallen. Es gibt in diesem Bild eine Tendenz zum *Ausgleich*. „Komparativ“ heißt dieses Bild

---

Marx erklärt den Mehrwert, den ein einzelner Händler erwirtschaftet, damit, dass Wert aus der Produktion in den Handel transferiert wird (MEW 25, 278 ff.). Der Verbraucher bezieht die Ware, deren Produktionspreis bei 80 Werteinheiten liege, nicht für 100 Werteinheiten direkt beim Produzenten, sondern dieser verkauft sie für 90 an den Händler, und erst dieser für 100 an den Verbraucher. Der Mehrwert wird zwischen beiden geteilt. Dass der Handel diesen Anteil des Mehrwerts nicht erzeugt, sondern nur aneignet, zeigt sich darin, dass Hersteller bemüht sind, den Zwischenhandel auszuschalten (etwa durch Direktvertrieb über das Internet). Für Backhaus (2002, 120) ist die Werterhaltung eine verfehlte Übernahme aus der Physik. Dieser antipositivistische Affekt affirmiert jedoch gerade die Mystifizierung des Geldes.

- 162 Diese Nichtübereinstimmung scheint deutsche Marxanhänger beunruhigt zu haben. Statt mit Marx solche Theoreme zu kritisieren, wurde seine Theorie „monetär“ rekonstruiert – sprich: keynesianisiert (neben Backhaus und Heinrich Altwater 1991, Hahn 1999, Gerlach 2003, 108-145). Mit einem solchen Hybrid lässt sich der Mainstream allerdings schlecht kritisieren; kritisiert wird am Ende stets Marx. So vollzieht Deutschland mit Verspätung, was angelsächsische Linkskeynesianer in den 1950er Jahren vollbrachten: den Abschied von Marx.

deswegen, weil weiter angenommen wird, dass Land A trotz seiner schlechteren Ausgangsposition anfangen kann, eine Ware nach Land B zu exportieren, sobald sich der *kleinere* Preisunterschied durch die Preisverschiebungen umgedreht hat ( $45/50 = 10\%$  Unterschied bei Tuch gegenüber  $40/60 = 33,3\%$  bei Wein). Land A wird also früher oder später Tuch nach Land B exportieren, da es hier einen „komparativen Kostenvorteil“ hat.<sup>163</sup> Jedes einzelne Land hat darüber hinaus seinen „Gesamtnutzen“ maximiert, da es jeweils ein Gut billiger bezieht, als es dies selbst produzieren kann – eine harmonisches Bild des Außenhandels.

Setzt man aber das *Marx'sche* Verständnis des Geldes an dieser Geschichte an, so ändert sich das Bild schlagartig: Land A hat in dieser Deutung keinen komparativen (relativen) Vorteil, sondern einen *absoluten Nachteil*: es produziert beide Waren zu schlechteren Bedingungen, und es verliert durch den Import zudem Gold. Der Zuwachs an Gold im ohnehin schon besserstehenden Land B muss nach Marx nicht die Preise erhöhen, indem es in die Zirkulation geworfen wird,<sup>164</sup> sondern es kann auch andere Geldfunktionen übernehmen: Es kann – und wird – zu Schatzbildungen kommen. Diese haben zwei Effekte: entweder, direkt in der Hand der Produzenten, kann dieser „Schatz“ die Produktivität erhöhen, indem es in zusätzliches fixes Kapital investiert wird. Dadurch wird der Preisunterschied zu Land A nicht verringert, sondern *ausgebaut*. Land B kann jetzt *noch* billiger produzieren. Oder das Geld wird von den Banken gehortet. Dies würde den Zins senken und so zu *weiteren* Investitionen in Land B verleiten. Auch so verschärft sich die Ausgangssituation. Nimmt man weiter an, dass Land A durch den entstehenden Produktivitätsrückstand bei gleichzeitigem Verlust an Weltgeld (d.h. von Kaufkraft auf dem Weltmarkt, also Devisen, was zu einem *Steigen* der Zinsen in Land A führt) Versuche macht, dem entgegenzutreten, während in Land B Geld bei niedrigen Zinsen ‚überflüssig‘ ist, so ist unschwer auszumalen, dass der Geldmarkt *weitere* Flüsse aus Land A nach Land B ermöglicht: indem nämlich Land A bei Land B zu hohen Zinsen Geld (Weltgeld) aufnimmt. Diese muss es natürlich auch in Weltgeld zurückzahlen, obwohl gerade dies immer knapper wird. Dieses Szenario nimmt die Schuldenkrise der dritten Welt und die Ungleichheiten der Globalisierung vorweg. Die Theorie des komparativen Kostenvorteils wird aus Sicht der Marx'schen Geldtheorie als Bemäntelung der Forcierung ungleicher Entwicklung erkennbar.<sup>165</sup>

Ähnlich erstaunliche Implikationen hat die Marx'sche Geldtheorie hinsichtlich der Betrachtung der Grundlagen der wunderbaren Geldvermehrung in der

163 Dies zeigt zudem, warum neben dem Freihandel auch Geldentwertungen so oft von IWF und Weltbank verschrieben wurden (Blum 2000, 431 f.; Stiglitz 2002).

164 Es könnte auch die Nachfrage nach Luxusgütern und so die Produktion erhöhen.

165 Zu diesem Argument MEW 25, 562 ff.; MEW 42, 762; Arnhold 1979, Wassina 1983, Girschner 1999, 133 ff., und Shaikh 1979, 1980b sowie 1995. Das Argument ist unabhängig von fixen oder flexiblen Wechselkursen, da „fix“ je nur meint: fix innerhalb bestimmter Grenzen (zeitlich wie finanziell). Periodische Angleichungen der fixen Kurse sind nur eine andere Form der Flexibilität.



Keynesschen Theorie. Keynes glaubte das Level des Gleichgewichtes, das er wie die Neoklassiker voraussetzte, nach oben drücken zu können (zu einer höheren Auslastung von Arbeit und Kapital), indem zusätzliches Geld auf den Markt geworfen wird. Dieses würde die Nachfrage steigern, dadurch die Produktion stimulieren und so zu einem Gleichgewicht auf höherer Auslastungsebene führen. Bereits sein alter Lehrer Denis Robertson fragte Keynes allerdings, woher dieses zusätzliche Geld kommen solle. Keynes' Antwort definierte nur das Problem fort: durch unbegrenzten Bankkredit zu fixen Zinssätzen (Asimakopulos 1983). Er unterstellte die Möglichkeit einer *politischen* Regulierung dieser Größe. Geld ist hier im Wortsinne exogen, der Wachstumsanschub ist schuldenfinanziert.<sup>166</sup>

Diesem Manko begegnet Keynes mit der Annahme des „Multiplikators“. Er besagt, dass dasselbe Geld, indem es durch mehrere Hände geht, viele Waren umschlagen kann, also das Vielfache seines eigenen Wertes „schafft“, und so zuletzt die Schulden wieder einspielen kann.<sup>167</sup> Doch wie verhalten sich die beiden Summen zueinander? Keynes hat den Zusammenhang zwischen der Schuldenfinanzierung und der Zinsentwicklung vernachlässigt. Wenn die zusätzliche Nachfrage über Schulden finanziert ist und *nicht* auf Ersparnisse zugreifen kann, führt das zu einer Verknappung der Geldreserven und damit zu einem Steigen des Zinssatzes, der den Schuldenberg anwachsen lässt. Die künstlich gesteigerte Nachfrage kann zwar anfangs ein zusätzliches Wachstum induzieren, dieses wird aber durch die ebenso wachsende Belastung durch Schulden und hohe Zinsen wieder gedämpft und auf den ‚normalen‘ Wachstumspfad gebracht (also *ohne* Überschussnachfrage). Mikroökonomisch wird ein Unternehmen durch die steigende Nachfrage gelockt, aber durch die steigende Zinsrate von Investitionen abgehalten: ein Rückkoppelungseffekt, der sich langfristig ausgleichen kann. Makroökonomisch steht einer einmaligen Hebung des Gleichgewichtslevels eine pro-

166 Die Gesamtnachfrage besteht aus der Nachfrage in Abteilungen I und II, nach Konsum- und Investitionsgütern ( $D = C + I$ ; total demand = consumption + investment). Die überschüssige Nachfrage, mit der Keynes das Wachstum anschieben will, ist die Differenz zwischen Nachfrage und Angebot ( $E = D - Y$ ; excess demand = demand – supply). Die Formel  $E = (C + I) - Y$  kann umgestellt werden in  $E = I - (Y - C)$ . Da Angebot minus Konsumption zugleich als Ersparnis definiert ist ( $Y - C = S$ ; supply – consumption = savings), so ergibt sich  $E = I - S$ . Das heißt, dass die überschüssige Nachfrage extern schuldenfinanziert sein muss, da die Ersparnisse (S) aus dem System selbst bereits definitorisch von den Investitionen abgezogen sind. Das ist natürlich in jeder Periode der Fall, so dass sich auch die Schulden akkumulieren.

167 Bei einer Sparquote von 25 % soll ein externer Input von 100 Einheiten einen Nachfragezuwachs nicht nur von 100, sondern von  $100 + (75 + 56,25 + 42,2 + 31,7 + 23,7 \dots = 300)$ , also von 400 ergeben ( $100 \text{ mal } 1/4$ ). Die jeweils gesparten Summen ( $0 + 25 + 43,75 + 57,8 + 68,3 + 76,3 \dots = 400$ ) sollen die Schulden wieder einfahren (Keynes 1936, 115; Lekachman 1966, 62; Bhaduri 1988, 46 ff.; Majer 1991, 97 f.). In der Zwischenzeit akkumulieren sich aber auch die Schulden – und erhöhen sich durch den steigenden Zins weiter (siehe Shaikh 1991). In den Krisen der 1970er Jahre scheiterten die Versuche, die Konjunktur durch Staatsinterventionen zu beleben.

gressiv steigende Schuldenlast gegenüber.<sup>168</sup> Nach Marx ist Wachstum auch *intern* finanziert denkbar. Kommt es zu einer überschüssigen Nachfrage, wird diese in die Dynamik des Systems eingespeist, ohne sein Verhalten zu ändern.<sup>169</sup>

Wird das Geld also endogen begriffen, bewirkt eine staatlich induzierte überschüssige Nachfrage langfristig *keine* Wachstumsstimulierung. Nicht zufällig endete die keynesianische Politik in einer Schuldenkrise (O'Connor 1974).

Aber auch die monetaristische Kritik an Keynes, zusätzliche Staatsausgaben führten nur zur Inflation, kann von Marx aus kritisiert werden. Abgesehen von der Quantitätstheorie des Geldes, die dieser Annahme zugrunde liegt, ist der Zusammenhang der Inflation mit der Arbeitslosigkeit, den die sog. „Phillipskurve“ suggeriert (nach Phillips 1958), zu bezweifeln. Keynesianer wie Monetaristen nehmen an, dass eine Inflation auftritt, wenn eine überschüssige Nachfrage nicht mehr durch Mengenanpassung befriedigt werden kann, so dass eine Preisanpassung erfolgt. Wenn *alle* Preise steigen, sinkt der Geldwert. Nicht mehr befriedigt werden kann die höhere Nachfrage dann, wenn die „Produktionsfaktoren“, vor allem der Faktor Arbeit, voll ausgelastet sind. Je näher man also einer Vollbeschäftigung kommt, desto wahrscheinlicher wird die Inflation. Liegt eine Inflation vor, kann sie umgekehrt auf „zu hohe“ Löhne geschoben werden.

Auch wenn diese Annahme durch das *gleichzeitige* Vorliegen von Inflation und Arbeitslosigkeit in den 1970er Jahren erschüttert wurde, wird sie in der herkömmlichen Theorie meist nach wie vor zugrundegelegt.<sup>170</sup> Wird das Geld wie hier als autonom eingeführt, verstellt das die Sicht auf dahinterstehende Strukturen. Begreift man es mit Marx als endogen, als Form von etwas *anderem*, wird deutlich, dass Arbeitslosigkeit und Inflation einander nicht verursachen, sondern eine gemeinsame Ursache haben. Denn das Wirtschaftswachstum, von dem *beide* abhängen, ist nach Marx von der Profitrate begrenzt.<sup>171</sup>

Diese Vergegenwärtigung konnte andeuten, dass es bei Marx eine konsistente Theorie des Geldes gibt, die sich gravierend von den konventionellen Geldtheorien unterscheidet, die aber in der deutschen marxistischen Gelddiskussion kaum zum Tragen kommt. Bei Marx sind sozialtheoretische Topoi ein direktes Thema der politischen Ökonomie, wie hier am Beispiel der Ungleichheit zwischen wirt-

168 Zu diesem Argument ausführlicher Shaikh 1979, 33; 1989, 71; 1991, 2 und 1992.

169 Majer 1991, 87. In Marx' erweiterter Reproduktion kommen die Investitionen nicht aus Bankkrediten, sondern aus den Ersparnissen der Kapitalisten, die über den Geldmarkt zugänglich gemacht werden (2.1.5). Einer höheren Investition steht darum ein fehlender Konsum seitens der Kapitalisten gegenüber. Sie induziert langfristig keine überschüssige Gesamtnachfrage ( $E = O$ ) und damit auch keinen Multiplikator, sondern nur eine Verschiebung zwischen den Abteilungen. Marx setzt psychologische Größen (Sparquote, Investitionsneigung) nicht wie Keynes „autonom“, sondern koppelt sie zurück an das Gesamtsystem (Shaikh 1991, 7).

170 Rowthorn 1984; Bhaduri 1988, 196 ff.; Majer 1991, 203 ff.

171 Das erklärt etwa die Situation, dass Arbeitslosigkeit auch durch Zinssenkungen nicht aufgesogen wird, wenn die Profitrate zu niedrig ist. Dazu siehe Shaikh 1995.

schaftlichen Regionen im Welthandel gezeigt wurde. Aus Sicht der Marx'schen Geldtheorie wird zudem deutlich, warum der Keynesianismus, der eine normalwissenschaftliche Grundlage für die normative Sozialphilosophie darstellt, indem er „ethische“ Regelungsmöglichkeiten des Wirtschaftsablaufs für möglich erklärt, nicht konsistent ist.

Auch wurde deutlich, dass in Grundannahmen der neoklassischen Ökonomie bereits bestimmte Werturteile enthalten sind, etwa indem ein direkter Zusammenhang zwischen Lohnhöhe und Inflation suggeriert wird, der die Verantwortung für Inflationen klar dem Faktor *Arbeit* beilegt. Marx kritisiert Vorstellungen vom Geld als fetischhaft (nicht: das Geld, denn es ist keineswegs „bloßer“ Schein), wenn sie versäumen, es aus seinen komplexen Zusammenhängen zu begreifen, sondern es als *causa sui* – und zudem als Ursache für weitere Dinge – auffassen. Darin liegt eine Parallele zur Kritik an fetischhaften Vorstellungen von der Religion, dem Staat oder dem Recht.

Dieses Kapitel 2.3 interpretierte die Umstellung der theoretischen Fundamente in der Fachökonomie als eine funktionale Marxvermeidung. Obwohl dieser Paradigmenwechsel kritikwürdig ist, ist er bis heute hegemonial. Mit dem Abschied von Marx entsoziologisierte sich die ökonomische Theorie und hinterließ eine gravierende Lücke, was die theoretische Erfassung der bürgerlichen Gesellschaft angeht, die in der klassischen politischen Ökonomie das eigentliche Thema war. Ironischerweise ließ sich nachweisen, dass die Umstellungen der ökonomischen Theorie auf nicht-Marx'sche Fundamente von weiten Teilen der marxistischen Ökonomie *mitvollzogen* wurden. Darin liegt eine der Ursachen, warum der vorliegende Versuch, die Marx'sche Theorie zu rehabilitieren, so weit ausholen muss. Ihre Gehalte sind nicht „verfügbar“ in dem Sinne, dass sie irgendwo deponiert wären und nur darauf warteten, benutzt zu werden. Sie müssen in einer negativen Kritik allererst freigeschält werden. Nachdem dieses Kapitel das für die ökonomische Theorie in einigen Grundzügen vornahm, betrachtet das nächste Kapitel nun archäologisch die theoretischen Folgen der funktionalen Marxvermeidung für die „Auffangdisziplin“ der Soziologie.